

»Fragt uns,
wir sind die Letzten.«



Erinnerungen von Verfolgten des Nationalsozialismus
und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand

»FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN.«

... ist eine Anlehnung an den Titel der Autobiographie Kurt Julius Goldsteins (Wir sind die letzten – fragt uns. Kurt Goldstein. Spanienkämpfer, Auschwitz- und Buchenwaldhäftling, Bonn 1999). Goldstein (1914–2007) wurde von den Nazis als Jude und Kommunist verfolgt, war Spanienkämpfer und überlebte die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald. Er war bis zu seinem Tod antifaschistisch aktiv und sprach regelmässig als Zeitzeuge mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen.

Wir verwenden in der vorliegenden Broschüre die Schreibweise mit einem Unterstrich und sprechen nicht z. B. von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen. Dies hat die Funktion, dass erstens Menschen, die sich zwischen oder außerhalb der Zweigeschlechtlichkeit verorten, miteinbezogen werden und zweitens auf den Konstruktcharakter der sozialen Kategorie Geschlecht hingewiesen wird.

**AK Fragt uns,
wir sind die Letzten**

Blog

fragtuns.blogspot.de

eMail

fragt-uns-broschuere@web.de

Berliner VVN-BdA

Anschrift

Franz-Mehring-Platz 1
10243 Berlin

Web

berlin.vvn-bda.de

eMail

berlin@vvn-bda.de

Telefon

+49 30 29 784 178

Fax

+49 30 29 784 378



INHALT

Editorial

4

Horst Selbiger

6

»Wir trösteten uns gegenseitig und waren uns nah wie nie zuvor.«



Peter Perel

18

»Als der Krieg kam, haben die Juden nicht geglaubt, dass die Deutschen sie vernichten würden.«



Ralf Bachmann

28

»Wir hatten die Perspektive vor uns, dass es immer schlimmer werden und wir dann im KZ enden würden.«



Lore Diehr

42

»Man musste immer wieder den Mut aufbringen.«



Dorothea Paley

54

»Ich kann bis heute nichts machen oder sogar denken, solange ich Hunger habe oder es sehr kalt ist.«



Herausgeber_innen/Gruppen

67

Schwur von Buchenwald (Auszug)

68

»FRAGT UNS, WIR SIND DIE LETZTEN.«

Erinnerungen von Verfolgten des Nationalsozialismus und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand. Eine Interview-Broschüre (Teil 5)

Wie die Geschichte des Nationalsozialismus (NS) und des Holocaust geschrieben und interpretiert wird, steht nicht fest, sondern ist und bleibt stark umkämpft.

Die Geschichtspolitik der BRD zeichnet sich durch eine perfide Doppelstrategie aus: Verschleppung nach innen und Rückzug auf staatliche Souveränität nach außen. Während die Gedenkstätten Sobibor und Auschwitz-Birkenau verfallen, lehnt die Bundesregierung eine Beteiligung an den Sanierungskosten mit dem Verweis auf juristische Sachzwänge ab. Auf die gleiche Art wurden Zahlungen an Überlebende des Holocaust nach dem Ghet-

toarentengesetz jahrelang verschleppt – polnische Überlebende sollen auf eine »gesetzgeberische Umsetzung« noch bis Sommer 2015 warten. Zudem werden Entschädigungsansprüche von Opfern der deutschen Besatzung mit dem Prinzip der »Staatenimmunität« abgewehrt.

Gleichzeitig begehen führende Politiker medienwirksam Dienstreisen an Orte deutschen Terrors, wo sie mit Beileidsbekundungen Zahlungsverpflichtungen zuvorkommen wollen – zuletzt im März Bundespräsident Gauck im griechischen Ort Lyngiades und im Juni Bundesaußenminister Steinmeier in der toskanischen Gemeinde Civitella. Die

Inkonsequenz, gar den Revisionismus bundesdeutscher Aufarbeitung zu entlarven, dabei helfen uns die Erinnerungen von Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand. Sie liefern uns das notwendige Gegengewicht zu vorherrschenden Geschichtsbildern.

Denn aus seiner unrühmlichen Geschichte hat Deutschland eine vermeintliche Tugend gemacht. Heute gilt es als »Aufarbeitungsweltmeister«, der aus seiner Vergangenheit gelernt hat. Deutschlands militärisches Engagement im Ausland ist längst Normalität. Im Zuge der Wirtschaftskrise erscheint die BRD selbst im Ausland teilweise als Zugpferd Europas, nicht jedoch als Hegemonialmacht, die ihre europäischen Nachbarländer mit Niedriglöhnen kaputt konkurriert. Die finanzielle Absicherung von transnationalen Banken und Konzernen wird als Akt der Solidarität propagiert, doch wo es nicht opportun ist, ist der Eigennutz die Maxime deutscher Politik. Besonders deutlich zeigt sich dies aktuell im Angesicht genozidaler Gewalt. Mit der Abschottung gegenüber Flüchtlingen wird das Grundrecht auf Asyl – einst als Lehre aus dem NS-Terror ins Grundgesetz aufgenommen – torpediert.

In den Interviews zeigt sich nicht nur eine persönliche Verfolgungsgeschichte, sondern immer auch eine individuelle Sichtweise auf

Geschichte und aktuelle Politik. Selbstverständlich ist uns auch eine gewisse Distanz zum Erzählten wichtig. In einer kritisch-solidarischen Auseinandersetzung mit den Erinnerungen erweitern wir unser Verständnis des Geschehenen. Die Überlebenden zu befragen, wird jedoch bald nicht mehr möglich sein. Umso dringlicher ist es, jetzt mit ihnen ins Gespräch zu kommen und ihre Perspektiven öffentlich zu machen.

Wie persönlich diese Perspektiven sein können, zeigt das Interview mit Horst Selbiger. Als »Geltungsjude« von den Nazis verfolgt, musste er in Berlin Zwangsarbeit leisten und entging nur knapp der Deportation ins KZ. Diese wurde durch den »Rosenstraßen-Protest« verhindert, bei dem die »arischen« Ehepartner_innen sogenannter Mischehen die Freilassung ihrer jüdischen Familienmitglieder forderten. Selbiger schildert eindrücklich, wie er die Deportation seiner Geliebten erlebte, und wie ihn diese Erfahrung bis heute nicht loslässt.

Die Brutalität des Vernichtungsfeldzugs der Nazis in Osteuropa wird im Interview mit Peter Perel deutlich. Als Kind einer jüdischen Familie erlebte er den Einmarsch der Wehrmacht und die folgenden Massenerschießungen von Juden und Jüdinnen in seinem ukrainischen Heimatdorf. Perel entkam der

Ermordung, indem er seine jüdische Identität verbarg, und wurde wie viele Menschen in den besetzten Gebieten in Osteuropa zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. Hier überlebte er das KZ Dachau.

Ralf Bachmann wurde als »Halbjude« verfolgt und erlebte die schrittweise Ausweitung der antisemitischen Politik im NS, die schließlich zum Holocaust führte. Er berichtet unter anderem von Boykottaktionen, den Novemberpogromen 1938, von der Deportation seiner Mutter ins KZ Theresienstadt sowie schließlich von der Verpflichtung seines Bruders und seines Vaters zur Zwangsarbeit.

Im Gespräch mit Lore Diehr werden Erfahrungen und Alltag im antifaschistischen Widerstand sichtbar. Sie wuchs als Kind einer sozialdemokratischen Familie auf und musste schon 1933 die Inhaftierung ihres Vaters im KZ Sonnenburg erleben. Der Laden ihrer Mutter entwickelt sich fortan zu einer Anlaufstelle für den Widerstand, den sie mit vielfältigen Aktionen unterstützte.

Die Blockade von Leningrad im Zweiten Weltkrieg war eines der schlimmsten Verbrechen der Wehrmacht im Vernichtungsfeldzug gegen die Sowjetunion. Dennoch ist sie im Erinnerungspolitischen Diskurs in Deutschland kaum präsent. Dorothea Paley überlebte die Blockade als Kind und berichtet im Interview

von den dramatischen Zuständen in Leningrad.

Uns geht es nicht darum, die Vergangenheit zu »bewältigen« oder mit ihr abzuschließen. Vielmehr möchten wir marginalisierte Perspektiven sichtbar machen und aus den Erfahrungen der Überlebenden Konsequenzen für unser Denken und Handeln heute ziehen. Wir erheben dabei nicht den Anspruch, alle unterschiedlichen Formen der NS-Verfolgung darzustellen und die vielfältigen Erfahrungen und Sichtweisen von Verfolgten und Menschen aus dem Widerstand repräsentativ abzubilden. Die geschilderten Verfolgungs- und Widerstandsgeschichten verstehen wir als Appell, sich Neonazis und menschenfeindlichem Gedankengut in der Gesellschaft entgegenzustellen und für emanzipatorische Ideen einzutreten. In diesem Sinne stellt die Broschüre auch eine Aufforderung zum Aktivwerden dar.

Die vorliegende Broschüre ist die fünfte des Arbeitskreises »Fragt uns, wir sind die Letzten.« Die ersten vier sind online über fragtuns.blogspot.de oder als Print-Ausgaben bei der Berliner VVN-BdA erhältlich. Wir freuen uns über Rückmeldungen per Mail an fragt-uns-broschuere@web.de.

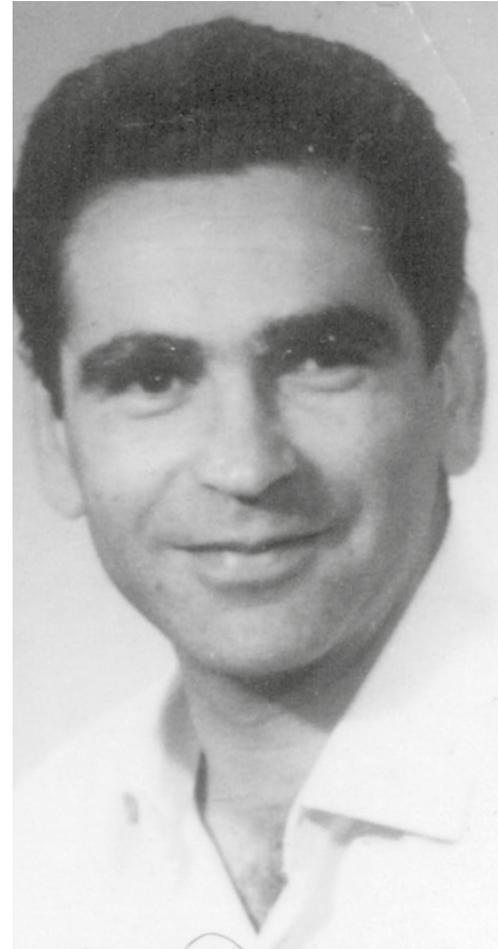
*AK Fragt uns, wir sind die Letzten
Oktober 2014*

HORST SELBIGER

»Wir trösteten uns gegenseitig
und waren uns nah wie nie zuvor.«

Horst Selbiger wird 1928 in Berlin geboren. Sein Vater ist Zahnarzt. Während dieser im NS später Zwangsarbeit leisten muss, arbeitet seine Mutter als Buchhalterin. Nach seiner Einschulung 1934 wird er als Kind eines jüdischen Vaters und einer christlichen Mutter ausgegrenzt und gemobbt. Von 1942 bis zur Befreiung muss Selbiger Zwangsarbeit leisten.

Ab 1949 beteiligt er sich aktiv am Aufbau der DDR. 1953 wird Selbiger aus der SED ausgeschlossen, kämpft jedoch um seine Parteizugehörigkeit und wird schließlich rehabilitiert. 1964 geht er in die BRD und klagt hier seinen Antrag auf Anerkennung als »rassisch Verfolgter« durch zwei Instanzen. Noch 1970 bescheinigte ihm ein Arzt, dass seine gesundheitlichen Schäden nicht aus der NS-Verfolgung resultierten, sondern »rassebedingt« seien. Heute lebt Selbiger in Berlin und engagiert sich als Ehrenvorsitzender des Vereins Child Survivors.



In was für einem Elternhaus sind Sie aufgewachsen?

Mein Vater war Jude und Zahnarzt und hatte seine Praxis am Kottbusser Damm 75 in Berlin. Meine Mutter war Nicht-Jüdin. Als sie geheiratet haben, hat mein Vater darauf bestanden, dass wenn Kinder aus der Ehe hervorgehen, diese jüdisch erzogen werden. Mein Vater war kein religiöser, aber ein selbstbewusster und stolzer Jude. Als ich 1928 geboren wurde, lief das Ritual dann auch wie im Judentum üblich ab: Am achten Tag meines Lebens fand die Beschneidung statt.

Mein Vater war zwar politisch interessiert, aber parteilos. Wenn ich ihn politisch einschätzen sollte, würde ich sagen: knapp vor deutschnational mit Tendenz zur Sozialdemokratie.

Unsere Synagogenbesuche bezogen sich auf die hohen Feiertage Rosch HaSchana, Yom Kippur und Pessach.

Mein Vater hat versucht, die Feiertage im familiären Kreis zu begehen. Er hatte acht Geschwister, wenn also die ganze Familie zusammenkam, war das für sich schon ein Großereignis.

Die Vorkriegskinderzeit habe ich in bester Erinnerung, besonders die Jahre 1932 bis 1934. Ich hatte ein hervorragendes Elternhaus. Mir wurden viele Wünsche erfüllt. Das änderte sich dann sehr dramatisch, als ich 1934 eingeschult wurde.

Was passierte dann?

Man muss sich die Situation 1934 politisch ansehen. Die Nationalsozialisten waren auf einem Hoch. Berlin war braun. Hitler hatte innerhalb der 100 Tage zwischen dem 30. Januar 1933¹ bis zur Bücherverbrennung am 10. Mai 1933² Deutschland total verändert. In allen Universitätsstädten wurden die nicht genehmten, feindlich gesonnenen oder jüdischen Literaten verbrannt. Die Warnung, wer Bücher verbrennt, verbrennt auch Menschen³, sollte später Wirklichkeit werden.

Das erste Judenpogrom war am 1. April 1933⁴, als die SA-Leute vor den jüdischen

Geschäften standen und versuchten, die Kundschaft zu bewegen, nicht bei Juden zu kaufen. Auch vor der Praxis meines Vaters war ein Schild aufgestellt: »Lasst Euch nicht von Juden behandeln. Juden sind unser Untergang. Juda Verrecke.« Mein Vater hatte einen Bekannten bei der Berliner Polizei, der ihn immer warnte. Und dann ist mein Vater in der damaligen Ringbahn die ganze Nacht im Kreis gefahren, um nicht zu Hause antreffbar zu sein. So war das bei verschiedenen Aktionen der Nazis.

1934 war das Jahr meiner Einschulung. Ich bin, wie gesagt, jüdisch erzogen. Im Gegensatz zu anderen Kindern aus »Mischehen«, die meistens den christlichen Glauben hatten und »Mischlinge«⁵ waren, war ich dadurch »Geltungsjude«⁶ – ich galt als Jude. Dadurch war ich später »Sternträger«⁷ und musste den Namen »Israel«⁸ annehmen.

Ich war der einzige Jude in der Klasse und wurde selbst von den Sechsjährigen sofort ausgegrenzt. Ich wurde geschlagen und bespuckt. Selbst Kinder, mit denen ich noch vor der Einschulung gespielt hatte, spielten jetzt nicht mehr mit mir. Ich hatte dadurch natürlich auch keine Freunde. Die Lehrer kümmerten

sich kaum darum, mit Ausnahme eines einzelnen Lehrers, der manchmal auch tröstende Worte für mich fand. Aber der innere Widerstandsgeist wurde bei mir gefördert. Ich hatte eine revolutionäre Ader. Als ich acht Jahre war, habe ich bei dem jüdischen Sportverein Makkabi Boxen gelernt. Das half mir, mein Selbstbewusstsein aufzumöbeln, mich zu wehren. Und dann gab's auch mal was auf die Nase!

Wie hat Ihre Mutter auf die Verfolgung reagiert?

Meine Mutter war zwar evangelisch, hatte aber keine Beziehung zur Kirche. Sie wurde ständig bedrängt, sowohl von ihren christlichen Verwandten als auch von den Behörden, dass sie sich von »diesem Juden« scheiden lassen solle. Sie hat das aber immer verneint. Sie liebte meinen Vater über alles und hat unser Leben gerettet. Wir hatten in der Familie auch gegensätzliche Verhältnisse, wo sich die christliche Frau hat scheiden lassen und der Mann deportiert wurde.

1938 sind sie auf die Mittelschule der Berliner Jüdischen Gemeinde in der Großen Hamburger Straße umgeschult worden. Was veränderte sich dadurch?

Ich kam mit jüdischen Kindern zusammen und das war eine ganz andere Situation. Keiner grenzte mich mehr aus und ich gehörte zur Gemeinschaft. Wir alle mochten uns. Anspucken und Anpöbeleien gab es nur noch auf dem Schulweg. Wir trafen uns dann immer am U-Bahnhof Weinmeister Straße, gingen in einer Gruppe über den Hackeschen Markt und holten dann weitere Schüler am Bahnhof Börse ab.

Eines Tages fiel mir bei unseren Treffen ein jüdisches Mädchen mit langen schwarzen Haaren und dunklen Augen auf. Ich durfte ihre Tasche tragen und war stolz. Wir entwickelten uns und kamen uns näher. Es war so eine wunderbare Zeit des ersten Verliebtheits. Klar, sie war sicher auch stolz, dass ich die Gruppe beschützte. Ein Boxer ist nicht sehr ängstlich. Ich weiß noch, dass meine

Klassenkameraden neidisch waren auf meine Freundin. Und sie hielt auch zu mir und ging bis zur Deportation durch mein Leben.

Wenn jüdische Kinder zusammenkamen, waren die schizophoren. Ein Beispiel dazu: 1936 war die Olympiade. Deutschland jubelte, der »Führer« war die Persönlichkeit im Stadion. Die Deutschen wollten natürlich nach Möglichkeit viele Medaillen. Uns aber war jede deutsche Medaille ein Haar in der Suppe! Wir freuten uns, wenn die anderen gewannen. Der hervorragende amerikanische Schwarze Athlet Jesse Owens gewann vier Goldmedaillen. Er lies die deutschen Sprinter einfach stehen. Also, wir waren in diesem Moment nicht nur Juden, wir waren auch noch Schwarz.

Wie haben Sie das Pogrom am 9. November 1938 erlebt?

Wir hatten zuvor schon mitbekommen, dass aus unserer Schule die polnischen Kinder über Nacht verschwunden waren. Und wir hörten natürlich davon, dass sie

nach Polen an die Grenze abgeschoben wurden⁹. Deutschland hat Juden ausgewiesen und Polen hat sie nicht aufgenommen. Das waren Tausende – vom alten Greis bis zum Säugling – ohne sanitäre Versorgung, es muss also entsetzlich und völlig ungewiss gewesen sein.

Am 9. November sind wir wie immer zur Schule gegangen. Um den Hackeschen Markt herum waren viele jüdische Geschäfte, dort wohnten viele jüdische Leute und in der Großen Hamburger Straße war neben unserer Schule auch noch ein jüdisches Altersheim. In der Oranienburger Straße waren diese einzigartige Synagoge¹⁰ und die Büroräume der Jüdischen Gemeinde. All das war das Berliner Judentum! Als wir am Hackeschen Markt einbogen, sahen wir schon Rauchfahnen. Wir konnten uns das nicht erklären, aber als wir in die Große Hamburger Straße einbogen, flogen uns die Federn der Betten und Kopfkissen schon entgegen. Im Altersheim waren die Fenster eingeschlagen und die Möbel sind raus geflogen. Wir sind gar nicht mehr zur Schule gegangen. Wir haben

gedreht und gesehen, dass in der Oranienburger Straße die Synagoge brannte. Glücklicherweise hat ein Polizeibeamter den Brand von der Feuerwehr löschen lassen. Das war einmalig in Berlin! All das haben wir als Zehnjährige miterlebt. Wir hatten hinten an der Schule auch einen wunderschönen alten jüdischen Friedhof. Dort waren die Grabsteine umgestoßen.

Nach den Novemberpogromen verschärfte sich die antisemitische Verfolgung drastisch. Wie wirkte sich das auf Sie und Ihre Familie aus?

Ich lasse jetzt vieles aus. Aber es erging eine Flut verschiedenster Verordnungen, die immer wieder gegen die Juden gerichtet waren. 1938 nach dem Pogrom mussten die Juden eine Millionen Reichsmark »Sühne« leisten. Da wurde ein Großteil des Vermögens meines Vaters miterfasst. Dann ging es Schlag auf Schlag: Juden durften keine Haustiere mehr haben, keine Fotoapparate, keine elektrischen Geräte, keine Fahrräder, sie mussten ihre

Pelze und Radios abgeben – zum Teil sogar an einem hohen jüdischen Feiertag wie Yom Kippur.

1938 wurde auch der Mieterschutz für Juden aufgehoben. Wir mussten also unsere große Wohnung mit Praxis und Laboratorium aufgeben und in ein Judenhaus ziehen. Dieses Judenhaus¹¹ war in der Turmstraße 9. Wir hatten vorher eine riesige Wohnung. Jetzt kamen wir als Untermieter in eine Wohnung mit anderthalb Zimmern, gemeinsamer Küchenbenutzung und gemeinsamer Toilette. Es war ein absoluter Abstieg. Die ganzen Sachen von vorher wurden öffentlich versteigert. Ich habe bis zu diesem Zeitpunkt leidenschaftlich Klavier gelernt. Als mein Klavier dann versteigert wurde, habe ich geheult wie ein Schloßhund. Ich habe seitdem auch nie wieder Klavier gespielt. Obgleich wir auch schon vorher gekennzeichnet, abgekapselt und isoliert waren, war das ein Abstieg in die Vorhölle. In solchen Verhältnissen entstehen auch Reibereien. Mein Vater war da schon in der Zwangsarbeit. Er war klein, schwächling und

»Jede Bombe war ein Plus für uns. Es war nicht mehr nachzuvollziehen, wer wo gewohnt hatte.«

musste neun bis zehn Stunden am Tag als Bügler arbeiten. Man sah es ihm an, er ging zu Grunde – physisch und psychisch.

Sie sprachen von Reibereien, wie äußerte sich das?

Es gab – und dazu gehörte mein Vater – das Bürgertum und es gab natürlich die einfachen jüdischen Menschen. Innerhalb dieser Rassenverfolgung fand noch Klassenkampf statt. Ich spreche ungern davon, denn ich möchte meinen Vater nicht ins Unrecht setzen. Wir haben das ja auch nie ausdiskutiert. Aber ich weiß beispielsweise, dass mein Vater gegen die polnischen Juden war. Er nannte sie Planjes. Das behagte mir nicht. Ohne damals solche Begriffe zu haben, gefiel mir nicht, dass er sich über sie stellte. Gerade die, denen er nicht wohl gesonnen war, haben ihm dann während seiner Zwangsarbeit am meisten geholfen.

Hat Ihre Familie je über Auswanderung nachgedacht?

Meinem Vater wurde 1933 von der Zahnärztekammer die Genehmigung entzogen, eine Praxis zu führen. Dagegen hat er Einspruch eingelegt, weil der damalige Arbeitsminister die Frontsoldaten von diesen Maßnahmen ausgenommen hatte. Mein Vater bekam Recht und konnte seine Praxis weiterführen! Ich sehe diesen »Erfolg« aber als ganz kritischen Punkt, weil mein Vater sich dann überhaupt nicht mehr um die Auswanderung kümmerte, sondern sagte: »Ihr seht ja, uns meinen die nicht.« Er war Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg gewesen, dort verwundet worden und hatte hohe Auszeichnungen bekommen. Er fühlte sich absolut deutsch und sicher – auch, weil er mit einer Nicht-Jüdin verheiratet war. Nach dem Pogrom war es für Auswanderer schon zu spät.

Wie haben Sie den Krieg und die Bombardements wahrgenommen?

Die Bombenangriffe auf deutsche Städte nahmen unheimlich zu. Aber jede Bombe, die fiel, bereitete uns Vergnügen! Jede Bombe war ein Plus für uns. Es war nicht mehr nachzuvollziehen, wer wo gewohnt hatte. Es war gut für Juden, die sich entschlossen hatten, in die Illegalität zu gehen.

Wussten Sie damals bereits von den Ausmaßen der Shoah?

Dass Leute ins KZ kamen, wussten wir schon längst. Die erste Begegnung mit Kindern, deren Väter im KZ waren, hatte ich 1934. In meiner Vorschule war ein Kind, dessen Vater schon 1933 ins KZ Oranienburg¹² gekommen war. Der Vater wurde nach Monaten entlassen. Ich habe ihn danach auch kennengelernt: Er war kahl rasiert und man hat ihm angesehen, dass er ein gebrochener Mensch ist. Ein Soldat aus meiner eigenen Familie erzählte bereits 1939, dass sich im Polenfeldzug die Juden in einer Reihe hinglegen mussten und über die Köpfe dann die Panzer rollten. Das sitzt so tief in

meinem Kopf drin. Da war ich 11 Jahre alt und wusste eigentlich, dass die Nazis das ohne Pardon durchführten, denn ich hatte es ja am eigenen Leib bereits erfahren, dass wir wie Untermenschen behandelt wurden.

Dieses Wissen ging sicher nicht spurlos an Ihnen und den anderen Jugendlichen auf der Jüdischen Mittelschule vorüber, oder?

Ich wurde ein schlechter Schüler. Ich sagte mir: Warum lernen wir hier Hebräisch und jüdische Geschichte und draußen werden die Juden ermordet – habt ihr nichts anderes zu tun? Im Frühjahr 1942 verdichtete sich das Gerücht, dass die jüdischen Schulen geschlossen werden sollten. In dieser Situation beschloßen wir in unserer Klasse, zum jüdischen Purimfest noch einmal die Geschichte von Esther, ihrem Onkel Mordechai und dem bösen und ehrgeizigen Minister Haman aufzuführen. Und meine Freundin sollte die Esther spielen. Alle unsere Proben verliefen jetzt kämpferisch.

Haman konnte den Juden Mordechai nicht ausstehen. Und das allein bot ihm den Vorwand, alle Juden im ganzen

Reich zu töten. Er überzeugte den einfältigen Kaiser Ahasver, die Massenvernichtung zu beginnen. Doch Mordechai überredete seine Nichte Esther, die des Kaisers neue Ehefrau geworden war, des Kaisers Meinung zu ändern. Und mein liebes Mädchen spielte nicht nur Esther, sie war Esther. Mal waren ihre Augen spöttisch, mal ängstlich, dann wieder angreifend. Und es gelang ihr, Haman als mörderischen Größenwahnsinnigen bloßzustellen und des Kaisers Meinung zu ändern. Er sagte: »Nun, ich kann meinen ersten Befehl nicht ändern, wodurch ich erlaubt habe, die Juden zu ermorden. Aber ich kann einen zweiten Befehl erlassen, der es den Juden erlaubt, sich zu wehren!« Wie nah war uns Esther, wenn sie uns zurief: »Wehrt Euch!« Und in jener fernen Zeit wehrten sich die Juden und siegten, deshalb feiern wir Purim als Freudenfest.

Leider wurde unsere Geschichte nie aufgeführt: Erstens wollte niemand den

Haman spielen und zweitens war die Auseinandersetzung zwischen Mörder und Retter inzwischen so zeitbezogen angelegt, dass jeder in dieser Geschichte selbstverständlich die Auseinandersetzung der heute verfolgten Juden mit dem Faschismus spürte. Schade! Aber für mich blieb mein Schatz für immer die kämpferische Esther.

Was geschah, nachdem Ihre Schule geschlossen wurde?

Das war 1942 und ich war 14 Jahre alt. Wir hatten keinen Schulabschluss und kamen in Zwangsarbeit. Esther war Zwangsarbeiterin auf dem Jüdischen Friedhof und musste dort die weiblichen Leichen waschen. Dort war »Hochsaison«, weil sich viele das Leben nahmen, anstatt sich deportieren zu lassen. Ich habe in einer Rüstungsfabrik arbeiten müssen und wurde als Tri-Wäscher beschäftigt. Mit einer Flüssigkeit, Tri-

»Die erste Begegnung mit Kindern, deren Väter im KZ waren, hatte ich 1934.«

»Es geschah ein kleines Wunder in Berlin. Es war das erste Mal, das christliche Menschen sich für Juden einsetzten.«

Chlor-Ethylen, die heiß gemacht wurde, musste ich Metallteile, die für die Rüstungsproduktion nötig waren, entfetten. An dieser heißen, stinkenden und giftigen Brühe habe ich gestanden. Das war meine Arbeit bis zum 27. Februar 1943.

An diesem Tag verhaftete die SS in Berlin alle noch übriggebliebene Juden und brachte sie in verschiedene Sammellager. Das ging später als Fabrik-Aktion¹³ in die Geschichte ein. Der 27. Februar war ein kalter Tag und wir wurden verhaftet und auf die Lastwagen verfrachtet. Als wir in der Levetzowstraße¹⁴ abgeladen wurden, standen dort Frauen und klatschten Beifall. Das geschah auf offener Straße – sie hatten kein Mitleid, kein Erbarmen. Im Sammellager Levetzowstraße mussten wir dann eine Vermögenserklärung¹⁵ und die jüdische Kennkarte¹⁶ abgeben. Wir mussten die Vermögenserklärung auch unterzeichnen und bekamen zum Abschluss die Transportmarke ausgehän-

dig. Diese trugen wir um den Hals – sie war ein Brandmal auf der Seele der Menschen. Es gab dort auch Menschen, die sich zu Tode brachten. Es war klar, es ging in den Tod. Ich glaube nicht, dass irgendwer daran noch gezweifelt hat.

Und in all diesem Zetern, Heulen und Zähneklappern traf ich meine Esther, diesmal mit vor Entsetzen aufgerissenen Augen. Wir umarmten, trösteten und wärmten uns und waren uns nah wie nie zuvor. Es wurde die grausigste, verzweifeltste und elendste Nacht unter diesen tausenden Menschen mit ihren Ausdünstungen und Ausscheidungen, ruhelos, laut und unheilvoll, den Tod vor Augen. Dennoch, mit Esther war es eine wunderschöne, fast heilige Nacht. Und dennoch spürten wir im Zusammensein schon die Trennung. Wie gut sie mir trotzdem tat, wie schön sie sich anfühlte, wie gut sie roch, wie aufregend ihr Streicheln, wie sehr wir von einander nicht

lassen konnten. Gemeinsam erlebten wir noch einen Tag und eine Nacht. Es war zugleich der Himmel auf Erden und die Hölle um uns. Am nächsten Morgen musste Esther auf Transport. All unsere Liebe, all unsere Kraft der Umarmungen hielten uns nicht zusammen. Jeder ging seinen Weg. Unausweichlich. Tschüs, meine über alles geliebte, meine unvergessene Esther.

Ein heulendes Elend blieb zurück. Oh Gott, Allmächtiger, Herrscher der Welt, wie soll ich noch an dich glauben bei all dieser Gewalt? Unsagbar. Lebe wohl, Liebes. Lebe? Und wohl? Was bleibt, sind Gedanken, Wehmut und Erinnerungen, unauslöschliche Erinnerungen mein Leben lang. Und lebenslang werde ich sie suchen, meine Esther, die zur jungen Frau herangereifte, die nicht mehr leben durfte, allein nur, weil sie Jüdin war – so, wie sechs Millionen andere Juden auch. Oh Gott, was lässt du zu? Was bleibt und mich auf ewig mit ihr verbindet ist das Lied »Dance me To The End Of Love«¹⁷ von Leonard Cohen in einer Nachdichtung von Karsten Troyke.

Sie selbst sind aber nicht deportiert worden?

Nein, es geschah ein kleines Wunder. Es war das erste Mal, das christliche Menschen sich öffentlich für Juden einsetzten. Und zwar demonstrierten Frauen und Männer, die mit Juden verheiratet waren, in der Rosenstraße, weil bekannt wurde, dass dort Deportationen von jüdischen »Mischehepartnern« und Kindern aus »Mischehen« zusammengestellt wurden. Dazu gehörte ich und wir wurden in den Sammellagern separiert und in die Rosenstraße verfrachtet. Dort demonstrierten sie und es erschallte der Ruf: »Lasst unsere Männer frei!« Meine Mutter war auch dort und sehr aktiv. Sogar manche ihrer nicht-jüdischen Verwandten, beispielsweise meine Großeltern, haben mitdemonstriert.

Dieser Aufstand wäre, glaube ich, noch wenige Monate zuvor blutig zusammengeschlagen worden. Der Fall von Stalingrad im Januar 1943 bedeutete eine Wende im Kriegsgeschehen. Wer es bis dahin nicht für möglich gehalten hatte, der hat nun eigentlich gewusst: Der

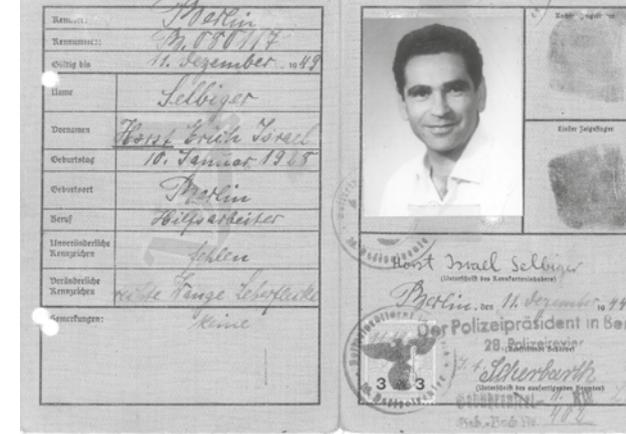
Jüdische Kennkarte Selbigers

Krieg ist verloren. Ich glaube, diese politische Situation war der Grund, warum man dieser Demonstrationen nicht mehr Herr wurde.

Obgleich Goebbels schon bekannt gegeben hatte, Berlin sei »judenfrei«, hat man die Menschen, die in der Rosenstraße gefangen gehalten wurden, in ihre Judenhäuser zurückgeschickt.

Wie erlebten Sie die letzten Kriegsjahre und schließlich die Befreiung?

Wir mussten wieder Zwangsarbeit leisten. Diesmal wurde ich eingesetzt, um Trümmer zu beseitigen. Da, wo Lebensgefahr war, mussten wir hin. Mein Vater wurde 1944 verhaftet und kam in das Gestapo-Gefängnis in das ehemalige Jüdische Krankenhaus¹⁸ in der Iranischen Straße. Meine Mutter sorgte durch Bestechung dafür, dass mein Vater für »transportunfähig« erklärt wurde. Dafür ging das letzte Vermögen drauf. Ausgerechnet am 20. April 1945¹⁹ tauch-



te mein Vater wieder auf. Der damalige Kommandant des Gestapo-Gefängnisses hatte den Befehl, die Gefangenen zu ermorden, nicht durchgeführt.

Kurz darauf war der erste Russe in unserem Keller. Bei allem, was da geschehen ist – für uns war es die Befreiung. Der Judenstern wurde nun zum Lebensretter. Die einfachen Soldaten haben das aber nicht begriffen. In diesen Tagen wurde in der Wilsnacker Straße eine russische Kommandantur eröffnet. Ich bin dahin, um mich zu bedanken. Ein Offizier hat sich das mit zweifelndem Gesicht angehört. Als ich zurück nach

»Wir beteten zusammen das Schma Jisrael. Das war meine Befreiung.«

Hause ging, kam mir ein Trupp Kriegsgefangener entgegen und neben dran die russischen Posten. Einer der Posten sagte zu mir: »Du Soldat, du mitkommen.« Da wurde ich von der Straße weg verhaftet und wurde in das Gefängnis Plötzensee gebracht. Bei den Verhören versuchte ich klar zu machen, dass ich Jude bin. Aber man sagte mir: »Juden alle tot. Du Faschist.« Das dauerte bis über die Kapitulation am 8. Mai 1945 hinaus. Die Russen feierten den Sieg über den Hitler-Faschismus und ich war im Knast! Dann verhörte mich ein jüdischer Offizier, der sehr gut Deutsch verstand und dem ich meine Geschichte erzählte. Ich hatte immer noch aus der Levetzowstraße die Bescheinigung, dass mein Vermögen wegen kommunistischer und staatsfeindlicher Umtriebe beschlagnahmt worden war. Das legte ich ihm vor. Er war gerührt und glaubte mir. Wir beteten sogar noch zusammen das Schma Jisrael²⁰. Das war meine Befreiung.

Wie haben Sie die Jahre nach der Befreiung erlebt?

Ich stand da ohne Geld, ohne Schulabschluss, ohne Berufsausbildung – eigentlich ein Nichts. Im gleichen Zeitraum kamen auch die verschleppten Personen als DP^s²¹ zurück, darunter auch viele ausländische Juden. In Schlachtensee gab es ein DP-Lager, in dem auch ich lebte. In dieser Zeit habe ich kein Deutsch mehr gesprochen. Ich wollte abschließen und sprach nur noch Jiddisch. Als dieses Lager 1947 oder 1948 aufgelöst wurde, bin ich noch mit in ein anderes DP-Lager nach Landsberg am Lech gekommen. Ich wollte nach Amerika auswandern. Mein Berufswunsch war von jeher Journalist. Inzwischen kamen aber bereits die ersten Emigranten zurück, die erzählten, wie unglaublich schwer es sei, in einem anderen Land die Sprache so zu beherrschen, dass man sich literarisch ausdrücken kann. Das habe ich sofort begriffen. Und dann war diese Aufbruchstimmung

in Deutschland. Die haben einfach so weiter gemacht, wie sie aufgehört haben. Für mich gehörte die Geschichte der sich entwickelnden Bundesrepublik auf den Müllhaufen der Geschichte. Und im Osten entwickelte sich etwas ganz anderes. Dort baute man eine antifaschistisch-demokratische Gesellschaft auf. Das war doch etwas für mich! Mit der Gründung der DDR 1949 bin ich in die DDR gegangen und habe mich eingebracht. Ich konnte an der Arbeiter- und Bauernfakultät mein Abitur machen. Ich wurde eingesetzt als Pressereferent des Nationalrats der Nationalen Front und konnte tatsächlich journalistisch tätig sein. Natürlich habe ich mich politisch eingebracht und war begeistert in der FDJ. Bereits an der ABF habe ich ein Theaterstück geschrieben, das wurde zum Jugendtreffen von der FDJ ausgezeichnet. Ich war Mitglied der SED. Ich war einer der jüngsten Abgeordneten der DDR in Berlin. Die Entwicklung der DDR bis mindestens 1951 war positiv.

Das Interview wurde am 18. 9. 2014 in Berlin geführt.



Selbiger 2014

- ¹ Mit der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler durch Reichspräsident Paul von Hindenburg am **30. Januar 1933** wurde die Regierungsgewalt im Deutschen Reich an die NSDAP und ihre nationalkonservativen Verbündeten der Deutschnationalen Volkspartei übertragen.
- ² Bei der Bücherverbrennung am **10. Mai 1933** warfen Studierende, Professor_innen und Mitglieder nationalsozialistischer Parteiorgane die Werke von ihnen verfemter Autor_innen ins Feuer. Die Aktion war von der Deutschen Studentenschaft geplant worden und fand auf dem Berliner Opernplatz sowie in 21 weiteren deutschen Universitätsstädten statt.
- ³ Das Zitat **»Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.«** stammt aus der Tragödie Almansor von Heinrich Heine. Es bezieht sich ursprünglich auf die Verbrennung des Korans nach der Eroberung Granadas durch christliche Ritter im 15. Jahrhundert.
- ⁴ Begleitet von der Parole **»Deutsche, kauft nicht bei Juden!«** führten die Nazis vom 1. bis zum 4. April 1933 in ganz Deutschland einen sogenannten »Judenboykott« durch. Boykottiert wurden jüdische Geschäfte, Warenhäuser, Banken, Arztpraxen, Rechtsanwalts- und Notarskanzleien.
- ⁵ Die Bezeichnung **»Mischehe«** steht in der NS-Sprache für Ehen zwischen als »arisch« und als »jüdisch« eingestuft Menschen.
- ⁶ Nach den antisemitischen Nürnberger Rassegesetzen von 1935 wurde Selbiger als **»jüdischer Mischling«** klassifiziert, weil seine Eltern eine sogenannte »Mischehe« führten. Da er aber eine jüdische Erziehung erhalten hatte, galt er rechtlich als Jude und war damit ein sogenannter **»Geltungsjude«**.
- ⁷ Als **»Sternträger«** wurde inoffiziell bezeichnet, wer den Nürnberger Gesetzen nach rechtlich als jüdisch galt und als Zwangskennzeichnung den sogenannten »Judenstern« tragen musste. Den **»Judenstern«** führten die Nazis zuerst 1939 im besetzten Polen und dann im September 1941 auch im Deutschen Reich ein.
- ⁸ Ab 1939 mussten als jüdisch eingestufte Menschen den Zwangsnamen **»Israel«** beziehungsweise **»Sara«** annehmen.
- ⁹ Ende Oktober 1938 wurden etwa 17 000 polnische Juden und Jüdinnen aus dem Deutschen Reich abgeschoben. Die Ausweisung, die gewaltsam erfolgte und für die Betroffenen völlig überraschend kam, wird als **»Polen-Aktion«** bezeichnet.
- ¹⁰ Die **Neue Synagoge** in der Oranienburger Straße in Berlin wurde 1866 eingeweiht und war von zentraler Bedeutung für die jüdische Bevölkerung der Stadt.
- ¹¹ Als **»Judenhaus«** bezeichneten die Nazis Wohnhäuser, in denen als jüdisch eingestufte Menschen im Deutschen Reich ab Herbst 1939 zwangsweise wohnen mussten. Zum einen sollte die als jüdisch definierte Bevölkerung so von der nicht-jüdischen Bevölkerung separiert und der ständigen Kontrolle der Gestapo unterstellt werden. Zum anderen erfüllte die Konzentration in »Judenhäusern« ähnliche Zwecke wie die Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung im deutsch okkupierten Osteuropa.
- ¹² Das **KZ Oranienburg** wurde im März 1933 auf dem Gelände einer ehemaligen Brauerei von der SA mitten in der brandenburgischen Stadt Oranienburg eingerichtet. Es war eines der ersten Konzentrationslager. Bis zur Schließung im Juli 1934 wurden in den Brauereigewölben insgesamt 3 000 Männer und drei Frauen festgehalten. Mindestens 16 Gefangene wurden von der Wachmannschaft ermordet.

¹³ Im Rahmen der später so bezeichneten **Fabrik-Aktion** verhafteten die Nazis im Februar 1943 die letzten in Rüstungsbetrieben im Deutschen Reich verbliebenen jüdischen Zwangsarbeiter_innen, die bislang nicht deportiert worden waren. Die Mehrzahl von ihnen wurde im Vernichtungslager Auschwitz ermordet.

¹⁴ In der **Levetzowstraße** in Berlin-Moabit befand sich eine der größten Synagogen Berlins. Die Nazis errichteten dort im Herbst 1941 ein Sammellager für Juden und Jüdinnen, die sie anschließend an die Stätten von Zwangsarbeit und Ermordung im besetzten Osteuropa deportierten. Am Standort der im Krieg zerstörten Synagoge erinnert seit 1988 ein Mahnmal an die deportierten Berliner Juden und Jüdinnen.

¹⁵ Die von den Nazis zur Deportation bestimmten Juden und Jüdinnen mussten eine **Vermögenserklärung** abgeben, mit der sie ihr gesamtes Vermögen an den NS-Staat abtraten.

¹⁶ Ab 1938 mussten als jüdisch eingestufte Menschen permanent eine besondere **jüdische Kennkarte** mitführen.

¹⁷ **»Dance me To The End Of Love«** von Leonard Cohen in der Nachdichtung von Karsten Troyke:

Brennt die Violine, tanz Anmut in mein Herz
Tanz mich durch die Panik, dann vergeht vielleicht der Schmerz
Sei die weiße Taube, die den Ölzweig bringen muss
O tanz mit mir die Liebe bis zum Schluss

Lass mich deine Schönheit sehn, die niemand je gekannt
Lass mich alles fühlen, wofür Babylon schon stand
Zeig mir, was verboten war, was ich jetzt lernen muss
Tanz mit mir die Liebe bis zum Schluss

Tanz zu uns'rer Hochzeit, tanz, und weiter tanz mit mir
Zärtlich, sanft und lange tanz, ich bleibe hier bei dir
Wir beide wollen tun, was man aus Liebe machen muss
So tanz mit mir die Liebe bis zum Schluss

Zu den Kindern, die wir haben könnten, tanze ich mit dir
Durch Schleier, die zerissen von den Küssen, tanz mit mir
Bau daraus ein Haus, das heut' für immer halten muss
Tanz mit mir die Liebe bis zum Schluss

Brennt die Violine, tanz Anmut in mein Herz
Tanz mich durch die Panik, dann vergeht vielleicht der Schmerz
Ich halte deine Hand, wie ein Verlorener es muss
Tanz mit mir die Liebe bis zum Schluss

¹⁸ Im **Jüdischen Krankenhaus** in Berlin wurde 1933 zunächst die Behandlung von »Ariern« verboten und nicht-jüdische Mitarbeiter_innen in Folge gezwungen, ihren Dienst zu beenden. Das Krankenhaus wurde später von den Nazis zudem als Sammellager genutzt, um als jüdisch eingestufte Menschen von Berlin aus in Konzentrationslager zu deportieren.

¹⁹ Der **20. April 1945** war der 56. Geburtstag von Adolf Hitler.

²⁰ Das **Schma Jisrael** und die folgenden Toraverse sind zentrale Bestandteile des täglichen Gebets im Judentum.

²¹ Die Bezeichnung **DP** steht für »Displaced Person« und wurde im Zweiten Weltkrieg von den Alliierten für Zivilpersonen verwendet, die sich kriegsbedingt außerhalb ihres Heimatstaates aufhielten und ohne Hilfe nicht zurückkehren oder sich in einem anderen Land neu ansiedeln konnten. DPs waren vor allem Zwangsarbeiter_innen und Zwangsverschleppte der NS-Herrschaft.

PETER PEREL

»Als der Krieg kam, haben die Juden nicht geglaubt, dass die Deutschen sie vernichten würden.«

Peter Perel wird am 9. 9. 1928 im ukrainischen Dorf Oktoberfeld²² geboren. Sein Vater ist Leiter eines Viehbetriebs, seine Mutter Bankangestellte. Nach der Besetzung seines Heimatdorfes durch die Wehrmacht im Oktober 1941²³ werden seine Großeltern und sein Bruder ermordet. Perel selbst kann getrennt von der Familie flüchten und untertauchen. Er verschweigt seine jüdische Identität, wird Ende 1942 als Zwangsarbeiter²⁴ nach München verschleppt und im Januar 1945 als politischer Häftling im KZ Dachau²⁵ inhaftiert. Im April 1945 gelingt ihm die Flucht vom Todesmarsch²⁶ aus dem KZ und er taucht bei Bekannten unter. Nach Kriegsende kehrt Perel nach Oktoberfeld zurück und arbeitet nach einem Studium als Ingenieur. Seit 2000 lebt er mit seiner Frau und seiner Tochter in Freiburg im Breisgau.



*Perel (hinten rechts) mit drei
weiteren Zwangsarbeiter_innen
1943*

»Erfahren, was Faschismus bedeutet, haben wir erst als Deutschland die Sowjetunion angegriffen hat und die Deutschen in unseren Bezirk kamen.«

**Erzählen Sie uns bitte zunächst,
wie Sie aufgewachsen sind.**

Geboren und aufgewachsen bin ich in Oktoberfeld. Das Dorf war eine reiche Kollektivwirtschaft. Die Menschen haben gut verdient und gut gelebt in diesem Dorf. Ich hatte eine tolle Kindheit mit einer liebevollen Familie, viele Onkel und Tanten. Mein Vater war Leiter einer großen Viehfirma, meine Mutter eine Angestellte in der Sparkasse. Sie haben gut verdient, wir gehörten zu den reichsten Familien im Dorf. Die Schwester meines Vaters und meine Großeltern haben im gleichen Dorf gelebt. Onkel und Tanten haben gelernt und hatten gute Stellen in Saporischschja und der jüngste Bruder meines Vaters war in der Armee.

Und wie groß war Ihr Dorf?

Unser Dorf hatte etwa sechzig bis achtzig Familien, insgesamt zwischen drei- und vierhundert Einwohnern. Es lag in einem jüdischen Bezirk und bis 1935 war das ein ausschließlich jüdisches Dorf. Seitdem lebten dort auch Deutsche und Ukrainer. Es gab keinen Unterschied zwischen Juden, Ukrainern und Deutschen. Die Oktoberrevolution²⁷ haben wir alle zusammen gefeiert. Auch in der Nachbarschaft lag ein deutsches Dorf. Beide Dörfer haben in Frieden miteinander gewohnt.

**Haben Sie schon vor 1941 erfahren,
dass der Faschismus existierte?**

Wir haben mitbekommen, dass Hitler an die Macht gekommen war und die Zeitungen haben das geschrieben. Aber er-

fahren, was Faschismus bedeutet, haben wir erst als Deutschland die Sowjetunion angegriffen hat und die Deutschen in unseren Bezirk kamen. Auch von Antisemitismus habe ich bis dahin nichts gewusst. Als der Krieg kam, haben die Juden nicht geglaubt, dass die Deutschen Juden vernichten würden. Die hatten auch wegen der direkten Nachbarn eine gute Meinung von den Deutschen und haben vermutet, dass diese zu intelligent seien, als dass so etwas passieren könnte.

**War Ihnen die Gefahr erst
mit dem Krieg bewusst?**

Ja, als die Nachricht kam, dass die Deutschen die Juden vernichten würden. Aber die Älteren, auch meine Großeltern, haben nicht daran geglaubt und sind nicht wie alle anderen geflohen. Sie waren sicher, dass nichts passieren würde.

»Ich wusste, dass ich durch die Untersuchung hätte auffliegen können, da ich als Jude beschnitten war.«

Können Sie die Ereignisse beschreiben, als die Nationalsozialisten Ihr Dorf überfielen?

Am 13. Oktober 1941 haben die Deutschen unsere Gegend besetzt. Zuerst sind die Italiener durch unser Dorf marschiert, danach sind die Deutschen gekommen, ob Polizei oder Gestapo²⁸ weiß ich nicht. Sie haben Ukrainer in den Polizeidienst gestellt, den es bei uns vorher nicht gegeben hatte. Einen russischen Viehhüter und Säufer, der im Dorf arbeitete, machte man zum Bürgermeister. Wir sind eines Tages von unserer Arbeit zurück in unser Dorf gekommen und haben gesehen, wie Juden mit einer Kutsche wegtransportiert wurden. Das war am 19. November 1941. Sie sagten, man fahre sie nach Novoslatopol und es gehe zu Ende. Die Leute haben gewusst, dass diese Kutsche sie zur Vernichtung bringen würde. Wir sollten jedoch erst spä-

ter abtransportiert werden und haben zusammen in unserem Haus beschlossen wegzulaufen und uns zu verstecken. Ich bin mit einem Bekannten in die eine, meine Mutter ist mit meinem kleinen Bruder in die andere Richtung geflohen. Aus unserem Dorf sind 32 Menschen geflüchtet. Alle anderen hat man am 20. November zum Bezirk gebracht und erschossen.

Meine Mutter hat meinen kleinen Bruder bei Bekannten versteckt und wollte diesen später abholen. Er hat aber die ganze Zeit geweint und die Bekannten entschieden, meinen Bruder zurück ins Dorf zu bringen. In diesem Moment saßen meine Großeltern aber schon in der Kutsche, die sie abtransportieren sollte. Er ist zu ihnen gelaufen, hat sich gefreut, Oma und Opa zu sehen und wurde zusammen mit ihnen erschossen. Auch von den 32 Menschen die geflüchtet waren, kamen Ende Dezember 28

zurück, weil die Deutschen sagten, alles sei in Ordnung und sie könnten zurückkehren. Am 23. Februar 1942 bekam der Bürgermeister den Befehl, alle Juden zum Viehstall zu bringen. Dort waren große Mais-Silo-Gruben und man hat alle 28 Menschen erschossen. Insgesamt wurden nur in unserem Bezirk 756 Juden erschossen.

Wie erging es Ihnen auf der Flucht?

Ich bin mit dem Bekannten in ein 80 Kilometer entferntes ukrainisches Dorf gekommen und habe mich versteckt. Dort war ein Chaos von Durchreisenden aus allen Richtungen. Wir sind beim Bürgermeister untergekommen. Der musste den Deutschen Männer als Arbeitskräfte stellen. Mein Bekannter hat das übernommen und der Bürgermeister hat angeboten, mich dafür aufzunehmen und mich zu versorgen. 1942, als sich die deutsche Macht verfestigt hatte, ersetzte man den Bürgermeister durch einen anderen.

Im Dezember 1942 kam dann der Befehl der Deutschen, dass alle jungen Leute ab 15 Jahren als Arbeiter nach Deutschland geschickt werden sollten.

Ich war zwar erst 14 Jahre alt, aber der Bürgermeister hat mich als 15-Jährigen gemeldet, damit ich anstatt seines Sohnes nach Deutschland verschleppt werde. Dazu mussten wir durch eine medizinische Untersuchung. Davor hatte ich Angst. Denn ich wusste, dass ich durch die Untersuchung hätte auffliegen können, da ich als Jude beschnitten war. Ich lebte damals in diesem Dorf schon unter anderem Familiennamen und keiner wusste, dass ich Jude war. Die Kommission bestand aber zum Glück aus unseren Ärzten.

Und dann kamen Sie nach Deutschland?

Ja, am 17. Dezember 1942 wurde ich nach München verschleppt. Man hat uns zum Tassiloplatz²⁹ gebracht, dort war ein Arbeitslager. Die Baracken standen auf zugeschütteten Müllgruben. 1943 brachte man die Männer des Lagers zu einem Platz zwischen den Baracken und wir wurden in zwei Reihen aufgestellt. Der Leiter der reichsten Firma durfte zuerst auswählen, wen er als Arbeiter haben wollte. Wir waren etwa tausend Leute und sie wählten nach Alter aus und wer

»Anfangs wurden wir noch von den kleinen Mädchen und Jungen der Hitlerjugend mit Steinen beworfen und als russische Schweine beschimpft.«

am kräftigsten war. Ich kam zu einer Baufirma namens Sager und Woerner. Die ersten Tage, vielleicht zwei Wochen, wurden wir zur Arbeit gebracht, danach sollten wir selbst nach Hause gehen. Anfangs wurden wir noch von den kleinen Mädchen und Jungen der Hitlerjugend³⁰ mit Steinen beworfen und als russische Schweine beschimpft. Doch das änderte sich als Generalfeldmarschall Paulus³¹ in Gefangenschaft kam und viele Deutsche merkten, dass der Krieg nicht so laufen würde wie gedacht.

Wir waren die ganze Zeit hungrig. In der Kantine haben wir morgens Gerstengrütze und Brot bekommen für neun Stunden Arbeit am Tag. Das an fünf Tagen die Woche und samstags sechs Stunden. Ich habe drei Mark und 41 Pfennig pro Woche verdient. Auf dem Bau habe ich zuerst einem deutschen Bauarbeiter geholfen, der mir mit Händen und Fü-

ßen erklärt hat, was ich tun soll. Ich verstand zwar Deutsch, weil meine Großeltern mit mir immer Jiddisch gesprochen hatten, aber ich hatte Angst, Deutsch zu sprechen. Danach habe ich bei einem Schlosser namens Josef Bayer gearbeitet, der mit mir in seiner Werkstatt Treppengeländer baute. Im August 1943 hat man uns in den nächsten Betrieb gesteckt, der im Dorf Haar bei München Platten für die Baracken im KZ Dachau gebaut hat. Einmal sind wir von dort in die Stadt gefahren und an der Bushaltestelle dem Schlosser begegnet, dem ich geholfen hatte. Er bat mich, ihm bei einem Bunkerbau zu helfen, um seine Leute zu schützen. Die Amerikaner und Engländer hatten schon angefangen die Städte zu bombardieren. Dort bin ich mit zwei Kameraden hin und wir haben den Bunker gebaut. So habe ich seine Familie, die Familie Bayer, kennengelernt.

Das wurde von der Firma so akzeptiert?

Wir haben im Lager einer russischen Dolmetscherin Bescheid gesagt. Doch nachdem wir dort elf Tage gearbeitet hatten, kam am Morgen ein Auto mit einem Deutschen von dem Betrieb, der die Platten hergestellt hat, und hat uns zum Lager zurückgebracht. Da ich derjenige war, der inzwischen schon Deutsch sprach, hat er meine beiden Kameraden weggeschickt und mich mit einem Gummiknüppel geschlagen. Das hat gut wehgetan und er meinte: »Und du bleib da, es kommt die Gestapo!« Von sieben bis halb fünf, also neun Stunden, wurde gearbeitet und so lange stand ich da. Dann kam das Abendessen und es hieß, die Gestapo habe keine Zeit mehr und käme am nächsten Tag. Ich ging zum Abendessen und am Morgen zur Arbeit, aber niemand ist gekommen. So bin ich geblieben und so ging das bis Ende Januar 1945.

Was passierte dann?

Am 30. Januar 1945 ist ein Meister der Arbeitsstelle gekommen und hat mich und ein paar andere ausgewählt. Er hat

uns zur Polizeistelle gebracht, wo man uns verhaftet hat. Von dort wurden wir nach Dachau eingeliefert. Vor Ort stellte man uns mit dem Gesicht zur Wand und ein Schreiber, ein tschechischer Häftling, befragte uns. Ich bekam eine Nummer, die 148485, das war meine Lagernummer. Diese Nummer hat man uns auf einem Stück Stoff zusätzlich zu einem roten Winkel³² gegeben, was bedeutete, dass wir politische Häftlinge aus der Sowjetunion waren und jeder uns erschießen konnte, ohne dafür verantwortlich gemacht zu werden.

Dann hat man uns durch die Räume geführt und ein deutscher Häftling hat mir mein Geld und meine Kleidung abgenommen, wofür ich andere Zivilkleidung bekam. Im nächsten Raum war ein Friseur, dem ich die Auskunft geben musste, dass ich aus der Sowjetunion sei. Er hat mir meine Haare zunächst mit einer Handschere abgeschnitten. Danach aber hat er mir die Haare mit einer elektrischen Schere in einer Linie quer über den Kopf abrasiert. Wir nannten diese Schneise über unseren Kopf den Weg Moskau-Berlin. So hat man, wenn wir unseren Hut abnahmen, gleich gesehen, dass wir aus der Sowjetunion kamen.



Peter Perel heute

Keine andere Häftlingsgruppe und Nation hatte diese Frisur. Vom kleinen Kind bis zum erwachsenen Mann galten wir aus der Sowjetunion alle als politische Häftlinge. Dann sind wir durch das Bad gegangen und es wartete ein SS-Offizier³³ mit einem Stock in der Hand, der uns befahl die Hosen ausziehen. Davor hatte ich Angst, aber er verstand nicht, dass ich Jude war. Dann hat man uns zur 29. Baracke gebracht.

Den Februar 1945 über waren wir noch in Quarantäne. Anfang März hat man uns gebadet und wir bekamen die gestreifte Häftlingskleidung. Am nächsten Tag wurden wir zur Arbeit am Hauptbahnhof gebracht. Die Amerikaner hatten diesen bombardiert und wir sollten ihn wieder aufbauen.

Wie liefen diese Arbeitseinsätze ab?

Wir wurden auf den Appellplatz getrieben und in Kommandos zu je 50 Mann aufgeteilt. Aus dem Wirtschaftsgebäude wurde unser Essen geholt und

SS-Männer, einige mit Hunden, trieben uns zu Eisenbahnwaggons, mit denen wir zum Hauptbahnhof gebracht wurden. Am Hauptbahnhof hat man uns am Morgen Grütze und 125 Gramm Brot für den ganzen Tag gegeben. Am Mittag war das Brot schon aufgebraucht und es gab Eintopf aus Gemüseresten. Wir mussten dort die Gleise reparieren und Bombengräben zuschütten. Nach ein oder zwei Wochen hat man die SS-Wachen durch den Volkssturm³⁴ ersetzt. Am 18. März gab es einen Luftangriff eines amerikanischen Jagdfliegers auf unseren Waggon. Wir haben uns alle erschrocken und sind raus ins Freie gestürmt. Als der Pilot umkehrte, hat er uns aber an der Häftlingskleidung erkannt und sich bei uns entschuldigt, indem er mit den Tragflächen schwenkte.

Wie wurden Sie als sowjetischer Häftling im Lager behandelt?

Alle Häftlinge aus der ganzen Welt haben zwei Wochen nach der Verhaftung ein Päckchen vom Schweizer Roten Kreuz bekommen und die deutschen Häftlinge waren für die Verteilung zuständig. In den Päckchen waren Konser-

ven, Fleisch, Butter, kleine Fischkonserven und trockenes Gemüse. Bei jedem Mal hat eine andere Häftlingsgruppe diese Päckchen bekommen, das betraf alle, nur nicht die sowjetischen sowie die jüdischen Häftlinge, aber die wurden generell schlechter behandelt. Wir schauten bei der Verteilung nur zu. Die Leute waren jedoch schon nach zwei Wochen so ausgehungert und haben so viel auf einmal davon gegessen, dass am nächsten Tag sechs, sieben Häftlinge daran starben.

Ich persönlich war insofern privilegiert, da ich bei der Einlieferung für mein abgegebenes Geld, das nicht alle hatten, Tabak bekommen hatte. Ich habe nicht geraucht, aber die Raucher haben mich um Tabak gebeten. Der Kapo³⁵ bekam das mit und nahm mir einen Teil ab, den anderen konnte ich verteilen. Dafür durfte ich mit ihm in einer Stube schlafen.

Wann haben Sie mitbekommen, dass das Lager aufgelöst werden sollte?

Am 23. April hat man uns schon nicht mehr zur Arbeit gebracht. Am Morgen des gleichen Tages kam ein Innenpolizist

– im Lager gab es eine Innenpolizei aus deutschen Kommunisten und Sozialdemokraten³⁶ – und ging zum Kapo. Der sagte, dass für den 25. April ein Todesmarsch geplant sei. Es wurde organisiert, dass wir Häftlinge uns an diesem Tag, vor dem Appell um zehn Uhr, im Packhaus mit Zivilkleidung versorgen konnten. Es funktionierte. Wir zogen die Zivilkleidung unter die Uniform und niemand hat geschossen. Dann haben wir wieder gestanden und um 12 Uhr hat man angefangen auf je zwei Häftlinge ein Brot und zwei Dosen Spinat zu verteilen.

Und dann hat man sie aus dem Lager gebracht?

Ja, man hat uns aus dem Lager raus und nach Süden getrieben. Je vier Kommandos hatten einen Offizier und zu den Seiten SS-Männer mit Hunden. Wir sind am nächsten Morgen durch einen Ort gegangen, in dem man das Klingeln einer Straßenbahn gehört hat. Ich habe das bemerkt, aber bin weiter. Schon nach der zweiten Nacht waren wir keine richtige Kolonne mehr, einer verlor seine Mütze, ein anderer seinen Mantel.

Der Offizier, der uns führte, war ein Verwundeter aus dem Spital und wir kamen so langsam voran, dass wir an einer Weggabelung die anderen Kolonnen nicht mehr sehen konnten. Nachdem wir zwei Brücken überquert hatten, bemerkten die SS-Männer, dass sie den falschen Weg gewählt hatten und ließen die Kolonne umdrehen. Die Hunde, die normal hinter uns waren, waren jetzt vorne und ich konnte mich mit zehn bis zwölf Männern in einem Busch verstecken, der am Wegesrand war. Als wir das Klackern der Holzschuhe der Häftlinge nicht mehr hören konnten, verabschiedeten wir uns und jeder ist in eine andere Richtung gegangen. Ich bin die Häftlingskleidung losgeworden und in Richtung Straßenbahn gelaufen. Es war 5 oder 6 Uhr morgens als ich diese erreicht habe. Ich hatte kein Geld für eine Fahrkarte, also setzte ich mich weit hinten hin. Das war sehr gefährlich, denn ich wusste, wenn ich ohne Papiere aufgegriffen werden würde, würde man mich erschießen. Plötzlich kamen drei junge Männer in mein Abteil, die russisch sprachen. Sie gaben mir auf Nachfrage ein Ticket und etwas zu essen.

Hatten Sie ein Ziel vor Augen, das Sie mit der Straßenbahn erreichen wollten?

Ich saß in der ersten Linie, die nach Berg am Laim, einem Stadtteil von München, fuhr. Das war nicht weit weg von dem Haus, in dem ich beim Bunkerbau geholfen hatte. Dort bin ich hin und habe geklingelt. Ich habe erfahren, dass Josef, der Schlosser, inzwischen in die Armee eingezogen worden war und seit Ende 1944 in Kriegsgefangenschaft in Italien saß. Seine Frau Rosa und die beiden Kinder kannten mich aber noch und versteckten mich im Obergeschoss. Dort war ich bis zum 30. April.

Wie haben Sie die Befreiung erlebt?

Am Morgen des 1. Mai hörten wir einen Schuss, wir schauten raus und sahen einen amerikanischen Offizierswagen mit vier Soldaten. Ich habe mir ein Fahrrad von Rosa geliehen und bin nach Haar zum Arbeitslager gefahren, wo wir die Platten für die Baracken gebaut hatten. Dort habe ich Freunde und Bekannte getroffen und in der Kantine haben wir zusammen gegessen. Zwar saßen die Deut-

schen immer noch durch eine Glaswand getrennt von uns, doch unsere Mädchen waren nun die Leiter der Kantine und hatten Zugang zum Lager. Dort habe ich Essen und Bettwäsche eingepackt, um mich bei der Familie zu bedanken, die mich vier Tage versteckt hatte.

Wie sind Sie nach dem Krieg nach Hause zurückgekehrt?

Bis Schlesien an der polnischen Grenze hat man uns mit der Eisenbahn gebracht, doch von dort aus mussten wir zu Fuß gehen. Auf dem Weg gab es mehrere Pflegestationen, wo wir essen konnten, aber auch Untersuchungen des russischen Nachrichtendienstes. Der wollte wissen, wohin wir gehen und warum wir in Deutschland waren. Man hat uns weiter zu einer Papierfabrik gebracht, die wir demontieren mussten. Die demontierten Fabrikteile sollten mit dem Zug nach Russland transportiert werden und ich schaffte es, einen Platz in diesem Zug zu bekommen.

Ende August war ich dann in Minsk und am 8. Oktober hat man uns freigelassen und wir durften nach Hause. In Minsk traf ich einen Bekannten meiner

»Zu Stalins Zeit brachte man Menschen, die in Deutschland gewesen waren und zurückkehrten, kein Vertrauen entgegen.«

Familie, der mir den Kontakt zu meinem Onkel herstellen konnte. Diesem schrieb ich einen Brief. Mein Vater, der in die Armee eingezogen worden war, hatte zu diesem Zeitpunkt um Urlaub gebeten, um mich zu Fuß zu suchen. Er hatte gehört, dass man mich nach Deutschland verschleppt hatte. Über meinen Onkel erfuhr er aber nun, dass ich bald zu Hause sein würde. Am 19. Oktober bin ich in Novoslatopol angekommen und mein Onkel hat mich abgeholt. Etwa drei bis vier Kilometer vor unserem Dorf hat meine Mutter auf mich gewartet.

Waren Sie nach dem Krieg noch einmal mit faschistischen Anfeindungen konfrontiert?

Nein, ich habe nach der Befreiung nie viel von meiner Zeit als Zwangsarbeiter erzählt. Erst nach der Perestroika³⁷ haben die Leute wieder darüber gesprochen.

Im Dorf haben alle davon gewusst, aber nicht in der Stadt, in der ich studierte. Meine Karriere verlief gut und ich sollte Mitglied der kommunistischen Partei werden. Aber im Betrieb gab es eine Abteilung, die alle persönlichen Daten sammelte und aufgrund meiner Vergangenheit als Zwangsarbeiter sowie als Jude³⁸ war das für mich ausgeschlossen.

Wieso war es falsch, Zwangsarbeiter gewesen zu sein?

Nicht falsch, aber zu Stalins Zeit brachte man Menschen, die in Deutschland gewesen waren und zurückkehrten, kein Vertrauen entgegen und viele wurden gleich in ein russisches Lager gesteckt. Viele Offiziere, die aus deutscher Kriegsgefangenschaft zurückkehrten, wurden von dem Geheimdienst überprüft und gefragt, wieso sie sich haben gefangen nehmen lassen. Viele bekamen zehn Jahre Haft in Arbeitslagern in Sibirien.

Wieso sind Sie nach Deutschland zurückgekehrt? Hatten Sie keine Vorbehalte gegenüber dem Land, in dem Sie als Zwangsarbeiter festgehalten wurden?

Der Grund meiner Rückkehr nach Deutschland mit meiner Familie lag vor allem in der wirtschaftlichen Situation und der hohen Arbeitslosigkeit in meiner Heimat begründet. Ich wurde zwar als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt, aber habe hier auch viele positive Erfahrungen machen dürfen. Ich wurde von Frauen mit Kleidung und Brotmarken versorgt und eben auch von einer deutschen Familie versteckt. So habe ich den Glauben an die Menschen in Deutschland nicht verloren.

Haben Sie heute noch Kontakt zu der Familie, die Sie versteckt hat?

Rosa lebt noch, sie ist heute 104 Jahre alt und ich besuche sie jedes Jahr mindestens einmal. Nachdem ich 1998 das erste Mal wieder nach Deutschland gereist bin, habe ich im Jahr 2003 das Haus von damals aufgesucht. Heute ist dort der Bunker zugeschüttet und eine andere Familie wohnt darin, aber sie konnten mir den Kontakt zu Rosa vermitteln. Wir haben uns direkt wiedererkannt.

Das Interview wurde am 24.10.2013 in Freiburg geführt.

²² **Oktoberfeld** gehörte zum Kreis der Kreisstadt **Novoslatopol**, heute ein Dorf im Bezirk **Saporischschja**. Saporischschja liegt am Fluss Dnepr im Südosten der Ukraine und ist mit rund 777 000 Einwohnern Hauptstadt des Bezirks.

²³ Der im Juni 1941 durchgeführte **Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion** war ein Eroberungs- und Vernichtungskrieg. Die Bevölkerung wurde als nicht-arisch und damit als minderwertig angesehen. Die deutschen Einsatzgruppen, die der Wehrmacht folgten, töteten gezielt Menschen, die sie als kommunistisch oder jüdisch einstufen. Insgesamt starben durch den deutschen Angriff über 25 Millionen Sowjetbürger_innen.

²⁴ Zu **Zwangsarbeit** siehe Endnote 73 auf Seite 53

²⁵ Das bei München gelegene **KZ Dachau** gehörte mit seiner Errichtung 1933 kurz nach der Machtübertragung an das NS-Regime zu den frühen Konzentrationslagern und war das erste Konzentrationslager der SS. Zunächst vor allem für politische Häftlinge errichtet, wurden mit dem Zweiten Weltkrieg auch vermehrt Menschen aus besetzten Gebieten Europas sowie Juden und Jüdinnen inhaftiert und viele davon direkt weiter in Vernichtungslager deportiert. Von den bis 1945 insgesamt mindestens 200 000 Häftlingen starben etwa 41 500 im Lager.

- ²⁶ Als **Todesmärsche** werden verschiedene »Räumungsaktionen« der SS in der Schlussphase des Zweiten Weltkriegs bezeichnet. Die SS löste ab 1944 frontnahe KZs auf und zwang die Häftlinge zum Marsch in Richtung Reichsmittle oder sperrte sie zum Abtransport in Eisenbahnwagen ein. Oft wurden nichtmarschfähige Häftlinge in großer Zahl erschossen. Zahlreiche Menschen starben bei den tage- und wochenlang andauernden Märschen bzw. Transporten.
- ²⁷ Als **Oktoberrevolution** wird die gewaltsame Machtübernahme in Russland durch die kommunistischen Bolschewiki im Herbst 1917 bezeichnet. Sie beseitigte die aus der Februarrevolution hervorgegangene Übergangsregierung. Der Oktoberrevolution folgten der Russische Bürgerkrieg (1917–1922) und 1922 schließlich die Errichtung der Sowjetunion.
- ²⁸ Zu **Gestapo** siehe siehe Endnote 67 auf Seite 52
- ²⁹ Am **Tassiloplatz 6** im Stadtteil Au lag eines der über 400 Arbeitslager im Münchner Stadtgebiet.
- ³⁰ Die **Hitlerjugend (HJ)** war die Jugend- und Nachwuchsorganisation der NSDAP und ab 1933 der staatliche Jugendverband. Männliche Mitglieder wurden als Hitlerjungen bezeichnet. Im Mittelpunkt stand die ideologische Schulung und körperliche Ertüchtigung der Jugend.
- ³¹ Die sechsmonatige Schlacht um Stalingrad von September 1942 bis Februar 1943 war einer der Wendepunkte des Zweiten Weltkriegs und leitete die Niederlage Nazi-Deutschlands ein. Generalfeldmarschall **Friedrich Paulus** war Oberbefehlshaber der darin involvierten 6. Armee der Wehrmacht und kam 1943 in sowjetische Kriegsgefangenschaft.
- ³² Mit sogenannten **Winkeln**, auf der Häftlingskleidung aufgebrauchten farbigen Stoffdreiecken, wurden die Häftlinge nach den im NS-Jargon gültigen und in den KZs geltenden Gruppierungen nach Ländern, »Rasse« oder sonstigen Stigmatisierungen eingeteilt.
- ³³ Zu **SS** siehe siehe Endnote 75 auf Seite 53
- ³⁴ Der **Volkssturm** war ein militärischer Verband, der Ende 1944 von den Nazis aufgestellt wurde, um die Wehrmacht zu verstärken. Er bestand aus Männern im Alter von 16 bis 60 Jahren, die mit unzureichender Bewaffnung und Ausbildung in einen faktisch bereits verlorenen Krieg geschickt wurden.
- ³⁵ Als **Kapos** wurden Funktionshäftlinge in Konzentrationslagern bezeichnet, die in der Lagerhierarchie über den Mitgefangenen standen. Von der Lager-SS bestimmt, bestand ihre Aufgabe vor allem in der Aufsicht über andere Häftlinge. Dies war für sie selbst oft mit bestimmten Vorzugsbehandlungen in Form von besserer Verpflegung oder körperlich weniger belastender Arbeit verbunden.
- ³⁶ **Innenpolizei** – In vielen Konzentrationslagern entstanden, unter Führung zumeist deutscher politischer Häftlinge, konspirative Organisationsstrukturen, die bestrebt waren die Situation der Häftlinge im Lager soweit als möglich zu verbessern, einzelne Sabotageakte bestimmter Arbeitsprozesse oder auch größer angelegte Widerstandsaktionen und Rebellionen zu planen und durchzuführen.
- ³⁷ Zu **Perestroika** siehe Endnote 80 auf Seite 63
- ³⁸ »**Jüdischsein in der Sowjetunion**« – Perels Tochter Svetlana ergänzte hierzu, dass die Karriere ihres Vaters ohne den Antisemitismus in der Sowjetunion weitaus besser verlaufen wäre. Auf die Frage, ob er auf offiziellem Wege behindert worden wäre, verwies sie darauf, dass der Staat genügend Möglichkeiten besessen habe, diese Hürden stillschweigend aufzustellen.

RALF BACHMANN

»Wir hatten die Perspektive vor uns, dass es immer schlimmer werden und wir dann im KZ enden würden.«

Ralf Bachmann wird am 29.12.1929 im sächsischen Crimmitschau geboren. Als Sohn einer jüdischen Mutter verbringt er seine Kindheit und Jugend unter dem Eindruck der Verfolgung seiner mütterlichen Verwandten, dem zunehmenden Druck auf seine Familie und auch der persönlichen Erfahrung von Ausgrenzung. In den 1940er Jahren wird seine Mutter in das KZ Theresienstadt³⁹ deportiert, während sein Vater und Bruder im Harz in einem Lager Zwangsarbeit für die Organisation Todt⁴⁰ leisten müssen. Sowohl seine Mutter als auch sein Vater und Bruder überleben den Nationalsozialismus. Nach 1945 lebt Bachmann in der DDR und arbeitet als Journalist.



*Bachmann (rechts) mit
seiner Cousine Ruth*
1937

**Erzählen Sie uns doch zunächst,
wie Sie aufgewachsen sind.**

Ich wurde Ende 1929 in Crimmitschau geboren. Meine erste Begegnung mit dieser Welt war die Weltwirtschaftskrise⁴¹. Sie traf uns hart und punktgenau. Der kleine Kurzwarenladen meines Vaters machte Bankrott. Durch die Pleite waren wir von Anfang an arm. Als im Januar 1933⁴² das Naziregime begann, wurde unsere Lage aussichtslos. Mein Vater war als Sozialdemokrat unerwünscht, zumal er mit einer Jüdin verheiratet war und damit eine »Mischehe«⁴³ führte. Das waren die Faktoren, die das Bild meiner Jugend prägten. Ich bin durch die ganze Nazizeit als ein Außenseiter gegangen.

Es waren Jahre der familiären Auseinandersetzung mit der Armut und mit den neuen politischen Verhältnissen. Die Verwandtschaft in Meerane, wo der größte Teil der neun Geschwister meines Vaters lebte, hat meine Eltern vor manche Frage gestellt, zum Beispiel: »Ihr müsst sehen, wie ihr selber aus eurer finanziellen Misere raus kommt.«, oder »Sagt doch einfach ›Ja‹ zu Hitler und macht mit.« Politisch standen alle den Nazis nahe, waren jedenfalls keine Nazi-Gegner, aber ganz abgewendet haben sie sich nicht. Meine Mutter ist ihnen aus dem Weg gegangen.

Mein Vater wurde vom Regime unter Druck gesetzt, dass er sich von der Jüdin trennen soll und man hat ihm für diesen Fall Vorteile versprochen. Für die Fortsetzung der »Blutschande«, wie sie es nannten, haben sie ihm alles Mögliche angedroht.

Die erste Arbeit, die mein Vater nach der Pleite fand, war das Ausfahren von Zeitungen – mit dem Fahrrad in den umliegenden Dörfern und mit mir auf dem Kindersitz. Diese Arbeit haben die Nazis – wer »jüdisch versippt« war, sollte nicht einmal Zeitungen austragen – unmittelbar nach dem Machtantritt verboten und so hatten wir gar nichts.

»Ich bin durch die ganze Nazizeit als ein Außenseiter gegangen.«

So zynisch wie es klingt, gerettet hat uns der Selbstmord meiner Patentante, die sich schon 1933 in Meerane das Leben nahm. Der reichsweite Aktionstag der Nazis »Deutsche kauft nicht bei Juden«⁴⁴ wirkte sich bei ihr so aus, dass sich zwei SA-Leute⁴⁵ vor die Ladentür pflanzten und alle, die rein gingen, anpöbelten. Da sie eine angesehene Bürgerin in Meerane war, ging sie gleich zum Bürgermeister, um sich zu beschweren. Der hat ihr geantwortet: »Frau Blumenthal, nehmen Sie zur Kenntnis, dass Sie nur noch Gast in diesem Lande sind.« Daraufhin hat sie alle Gashähne aufgedreht und sich vergiftet. Einen Brief hat sie hinterlassen: »In einem Lande, in dem ich geboren bin und das ich liebe, nur noch als Gast zu leben will ich nicht.«

Einer der Erben wurde ich, ich erbe 3000 Reichsmark. Meine Eltern haben damit unser Überleben gesichert. Ich liebte meine Patentante und wenn ich

»Das Schlimmste, was die Nazis mir angetan haben, ist, dass sie mir meine Kindheit geraubt haben.«

auch noch viel zu klein war, um zu begreifen, dass sie sich umbringen musste und nun nicht mehr da war, machte mich das unendlich traurig.

Die ersten Jahre nach 1933 waren für uns noch nicht so von Verfolgungen geprägt wie die Zeit danach. In der ersten Phase war außer der Armut die Furcht das Wichtigste. Wir wussten, es wird schlimmer, aber es war noch nicht ganz greifbar. Diese ständige Angst hat auf meinen Charakter Einfluss gehabt. Und wenn ich sage, das Schlimmste, was die Nazis mir angetan haben, ist, dass sie mir meine Kindheit geraubt haben, dann meine ich nicht zuletzt das.

Wie ging es weiter mit Ihrer Familie?

Die meisten Entwicklungen waren ja negativ, aber eine positive Entwicklung gab es. Wir wohnten 1937 noch in Crimmitschau. In Grimma wohnte ein

Cousin meiner Mutter, der verzweifelt jemanden mit einem »arischen« Namen suchte. Er hatte eine kleine, aber moderne Weberei, die »Blumenthal, Seliger und Co.« hieß. Da wusste jeder, das sind Juden. Von dem Zeitpunkt an hieß der Betrieb »Bachmann und Co.« Aber Blumenthal merkte, dass er den Betrieb auch so nicht retten konnte und hat ihn deshalb an meinen Vater verkauft. Die Kaufsumme hatte mein Vater natürlich nicht. Deshalb sollte diese an Blumenthals Mutter, die in Leipzig in einem Altersheim war, in Monatsraten abbezahlt werden. So ist der Betrieb in den Besitz meines Vaters gekommen.

Blumenthal selbst ist nach Kolumbien ausgewandert und hat es fertig gebracht, noch einmal eine solche Fabrik aufzubauen mit Hunderten Beschäftigten. Und die hat er geleitet, bis er zum Schluss in die USA ging und dort in einem Altersheim starb.

Dachte Ihre Familie auch ans Auswandern?

Auch wir dachten ans Auswandern. Eigentlich hat es die »Kristallnacht«⁴⁶ verhindert. Bis dahin konnte man ernsthaft daran denken, dass die Nazis die Juden vielleicht einfach ausweisen. Aber mit der »Kristallnacht« wurde allen klar, dass das Ende nicht die Ausweisung ist, sondern das Konzentrationslager.

Wie haben Sie die Novemberpogrome 1938 erlebt?

Nach 1933 durften normale Betriebe Juden nicht beschäftigen. Die meisten lebten dann als Hausierer. Und an diesen Tagen nach der »Kristallnacht« landeten viele Juden aus der Umgebung mit ihren Bauchläden und teilweise erheblichen Verletzungen bei meinen Eltern. Damals wurden »Mischehen« noch bevorzugt. Zu uns in die Wohnung ist niemand gekommen, um irgendwas zu zerschlagen. Ich weiß nicht, wo die Bauchläden gelandet sind, aber Unmengen von dem Zeug, das da drin war, ist bei uns geblieben. Ich habe noch heute einen Beutel mit Wäscheknöpfen, mit denen ich in dieser



Bachmann mit Mutter, Onkel und Cousine bei einem Spaziergang 1938 in Leipzig. Es ist das letzte gemeinsame Foto.

Nacht gespielt habe. Die Nacht werde ich nicht vergessen, weil ich noch nie in meinem Leben bewusst Blut gerochen hatte. Weil meine Mutter wissen wollte, wie es ihrem Bruder ging, sind wir am nächsten Tag nach Leipzig gefahren und haben da das wahre Ausmaß gesehen. Jüdische Geschäfte, die zertrümmert waren und natürlich auch der Friedhof und das dortige Bethaus. Unter den Juden in Leipzig war eine große Verzweiflung.

Meine Familie war insofern in einer günstigeren Situation, als die »Mischen« für eine spätere Ausmerzung vorge-

sehen waren. Es traf uns dann erst 1944, während mein Onkel Willi, der Bruder meiner Mutter, schon mit der »Kristallnacht« nach Buchenwald⁴⁷ musste.

Was geschah genau mit Ihrem Onkel?

Er wurde wie fast alle nur unter der Bedingung wieder raus gelassen, dass er auf dem nächsten Wege Deutschland verlässt. Er hat das dann im Jahr des Kriegsbeginns in Hamburg an Bord der St. Louis⁴⁸ versucht. Das Schiff kam auch tatsächlich bis vor die Tore von Kuba,

aber in Havanna hat man sie nicht landen lassen, weil angeblich die Visa in Deutschland von einem Betrüger ausgestellt worden sind. An Bord herrschte natürlich völlige Verzweiflung. Alle Verhandlungen führten zu nichts. Es gab auch in den USA 1939 keine Bereitschaft, die Juden aufzunehmen, weil – das war die offizielle Begründung – das deutsche Kontingent für dieses Jahr schon erschöpft war. Obwohl das ein Hohn ist, die Juden an Bord in das deutsche Kontingent einzugliedern. Im letzten Moment ist zwischen den westlichen

»Von meiner engeren Verwandtschaft sind insgesamt sechs an Bord der ›St. Louis‹ gewesen und alle sind in Auschwitz umgekommen.«

Ländern eine Vereinbarung zustande gekommen, dass je ein Drittel von England, Frankreich und den Benelux-Staaten aufgenommen wird. Gerettet waren die, die nach England kamen. Aber mein Onkel fühlte sich auch gerettet. Er kam nach Frankreich und glaubte zu diesem Zeitpunkt noch, nach Amerika zu gehen und dann Frau und Tochter nachholen zu können. Frau und Tochter – also meine Tante und meine Cousine – sind am 9. September mit Schleusergruppen von Köln aus nach Belgien geflohen, nach Charleroi. Mein Onkel hat sich dann bemüht, auch dorthin zu kommen, um seine Familie wiederzusehen. Was dann geschehen ist, wissen wir nicht genau. Jedenfalls hat man ihn festgenommen. Er ist in einem Transport von Mechelen nach Auschwitz⁴⁹ gekommen und konnte nur noch wenige Tage leben.

Die Tante und die Cousine waren in Charleroi in relativer Sicherheit, ob-

wohl das ja schon bald von Deutschen besetzt war. Aber sie haben dort Freunde gefunden und man hat ihnen Ausweise ausgestellt, sodass sie nicht als Juden erkennbar waren. So haben sie die Nazizeit überstanden. Von meiner engeren Verwandtschaft sind insgesamt sechs an Bord der ›St. Louis‹ gewesen und alle sind in Auschwitz umgekommen.

Wie hat damals Ihr Freundeskreis ausgesehen?

In Crimmitschau waren das die Kinder der Nachbarhäuser und die wussten gar nicht, dass ich Jude bin, das war harmlos. In Leipzig, wo wir 1938 hingezogen sind, war das dann ein bisschen komplizierter. 1943 bin ich aus taktischen Gründen von meinen Eltern in der evangelischen Kirche angemeldet und auch konfirmiert worden. Mit den Gleichaltrigen, mit denen ich konfirmiert wurde, hatte

ich dann natürlich Kontakt. Aber es gab auch eine ganze Menge Kontakte, die dann plötzlich abrissen, wo ich nie erfahren habe, warum. Die Eltern hatten irgendwie einen Tipp bekommen, sie sollten ihre Kinder nicht mit dem Judenjungen spielen lassen. Ich hatte ein paar Freunde, mit denen ich ein Tischfußballspiel spielte, das wir uns teilweise selber zusammengebastelt haben. Der eine war ein Arztsohn und Fähnleinführer in der Hitlerjugend⁵⁰. Der hätte nicht mit mir spielen dürfen. Die anderen waren politisch unterschiedlicher Auffassung bis zu mir, dem Judenjungen, von dem keiner was wusste.

Und wie war Ihre Schulzeit?

Es gab ein Verbot für die staatlichen Oberschulen, »Mischlinge« aufzunehmen. Aber die private Teichmannsche Oberschule für Jungen war bereit, mich



*Die Familie Bachmann 1936,
Ralf, Willy, Hertha, Fritz.*

bei Zahlung eines Schulgeldes »angemessen« aufzunehmen. Die Schüler waren Kinder von bekannten Leuten und von Besitzern mancher Leipziger Großbetriebe. Die wussten auch wieder nicht, dass ich Jude bin. Aber dass ich keiner von ihnen, weil nicht besonders elegant angezogen war und dass ich ziemlich ordinär Sächsisch sprach, ist ihnen schon aufgefallen. Die haben mich also immer aufgezogen. Die Lehrer wussten allgemein, dass ich nicht ganz »arisch« bin und haben sich sehr unterschiedlich verhalten. Die Mehrheit hat es zwar gar

nicht weiter registriert, aber einige haben mich ganz besonders auf dem Kieker gehabt, vor allem der Nazi-Sportlehrer. Aber ein Lehrer legte großen Wert darauf, dass ich trotzdem gefördert werde.

Später wurden Sie von der Schule verwiesen?

In der Schlussphase des Krieges fuhr ich zusammen mit mehreren Klassenkameraden in der Straßenbahn nach Hause. Eines Tages hatten wir die verrückte Idee, in der Bahn gemeinsam ein Lied

mit einem Text zu singen, der es in sich hatte!

»Haben Sie schon ein Hitler-Bild, was die ganze Wand ausfüllt?
Nee, nee da brauchen wir keins, wir haben schon von Stalin eins!«

Wir waren uns der Gefahr, in die wir uns mit dieser »staatsfeindlichen Aktion« - für uns nicht viel mehr als ein Lausejungenstreich - begeben hatten, wohl kaum auch nur annähernd bewusst. Am nächsten Tag sprach sich in der Schule herum,



Bachmann im Oktober 1930

dass die Gestapo⁵¹ da war und die Schülerlisten mitgenommen hat. Ob es einen Zusammenhang gibt, weiß ich nicht, ich vermute es aber: Kurz danach wurde der einzige »Halbjude«⁵² wegen »rassischer und politischer Unzuverlässigkeit« von der Schule verwiesen. Das war ich.

Wie war Ihre Beziehung zur Religion?

Ich habe mich sehr für die Kirche interessiert. Die Kirche war in Crimmitschau wahrscheinlich das einzige gewaltige Gebäude, da kam man sich klein drin vor und war unauffällig in der Menge. Ich kann auch heute noch auf Anhieb Kirchenlieder singen und die wichtigsten Gebete. Aber ich wusste trotz alledem immer, dass ich jüdisch bin. Und das wurde später – je mehr die Nazis uns zu Juden machten – für mich ein Übergang in eine andere Religion. Ich wurde, was ich irgendwo im Herzen immer fühlte, Jude. Nicht religiös, ich bin kein religiöser Mensch. Aber in den Sitten und Gebräuchen und sogar den Denkkategorien. Ich

habe immer an den Menschen geglaubt – an das Gute im Menschen – aber ich bin auch der festen Überzeugung, dass man, um die Menschen und ihre Geschichte ganz zu verstehen, die Bibel gelesen haben sollte.

Wie erging es Ihrer Mutter als Jüdin?

Im Grunde genommen endete schon vor Kriegsbeginn für viele Jahre die freie Beweglichkeit meiner Mutter. Sie ist kaum noch aus der Wohnung gekommen, sie hätte ja den großen gelben Stern⁵³ tragen müssen. Und innerhalb ihrer vier Wände war sie gefangen, da fühlte sie sich einigermaßen sicher, wie lächerlich das auch klingt. Sie hat viel gelesen, hat versucht, die Zeit auszufüllen. Und manchmal sind wir in einer Nacht- und Nebelaktion mit ihr sogar ein paar Schritte aus dem Haus gegangen.

Wie ging Ihre Familie mit der Situation um?

Wir hatten damals ja nicht die Perspektive vor uns: das müssen wir jetzt durchstehen und dann wird es besser. Sondern wir hatten die Perspektive vor uns, dass

»Wir konnten kein Wiedersehen feiern, sondern mussten sehen, wie wir die Wohnung möglichst schnell wieder provisorisch winterfest machen.«

es immer schlimmer werden und wir dann eh im KZ enden würden. So hat es auch die jüdische Familie eingeschätzt: Wir landeten letzten Endes alle in der Gaskammer. Das hat dazu geführt, dass man sich nicht gegenseitig das Leben noch schwer gemacht hat. Da gab es mehr Solidarität als in anderen Familien.

Wie haben Sie dann den Krieg erlebt?

Der Krieg war für uns in der Anfangsphase ein Horror, weil ja die Nazitruppen in allen Richtungen vormarschierten. Als die Nazitruppen auf Deutschland zurückgedrängt wurden, hat man natürlich Hoffnung geschöpft, aber auch Angst gehabt. Die eine Angst war, dass die Nazis, ehe sie abziehen, die Juden alle noch umbringen würden. Und die andere Angst war, dass die Bomben nicht antifaschistisch eingestellt waren. Die fielen auf Gute und Böse. Bis die Befreiungstruppen da waren, bangten wir um unser Leben.

Wie erlebten Sie den Abtransport Ihrer Eltern und Ihres Bruders?

Zuerst sind mein Vater und mein Bruder im November 1944 ins Zwangsarbeitslager gekommen und dann im Februar 1945 meine Mutter ins KZ. Ich genoss die »Gnade der späten Geburt«!⁵⁴ Es ist ja ein Wunder, dass alles so spät geschehen ist. Die »Mischehen« haben sie relativ lange – ich möchte beinahe sagen – unentschlossen behandelt.

Das Zwangsarbeitslager wurde geleitet von der Gestapo, betrieben von der Organisation Todt und war in Osterode. Bis zu 14 Stunden täglich mussten beide dort schwerste körperliche Arbeit im Steinbruch und beim Gleisbau verrichten. Sie bekamen kaum zu essen, schliefen in primitiven Baracken auf Stroh und hatten nur einen freien Tag im Monat.

Am 4. April 1945 verschwanden Lagerleitung und Wachmannschaften eiligst, weil die amerikanischen Truppen nur noch fünf Kilometer entfernt waren. Da sind sie nach Hause. Mein Vater hat wenig davon erzählt, ich habe auch zu wenig Zeit gehabt, mit ihm darüber zu sprechen.

Wie war das Wiedersehen?

Sie sind nach Leipzig gegangen in die Wohnung und es war nur Zufall, dass ich da war, weil in der Nacht vorher ein Luftangriff gewesen ist und die Wohnung ein Trümmerfeld war. Es war kalt, weil alle Glasscheiben kaputt waren. Wir konnten kein Wiedersehen feiern, sondern mussten sehen, wie wir die Wohnung möglichst schnell wieder provisorisch winterfest machen. Und dann

»Damals sagte ja jeder: »Wir sind Befreite«, das ganze deutsche Volk war plötzlich befreit von den Nazis.«

sind wir nach Grimma. Da waren wir geschützt, unter primitivsten Bedingungen in einer Fabrik.

Und wie haben Sie den Abtransport Ihrer Mutter erlebt?

Ich war mit meiner Mutter im Kino, das war ein lebensgefährliches Abenteuer. Sie durfte ja weder das Haus verlassen, noch gar ein Kino oder ein Theater besuchen. Zu Hause angekommen fanden wir im Briefkasten einen amtlichen Brief mit der Aufforderung: »Herta Sara⁵⁵ Bachmann, sie sind zum Arbeitseinsatz nach dem Altersghetto Theresienstadt bestimmt und haben sich am 13.2., 9 Uhr, in der Schule soundso pünktlich einzufinden.«

Ich habe meine Mutter noch bis zur Tür der Schule begleitet und habe mich von ihr verabschiedet. Sie hat mir ihre Kette mit einem Magen David⁵⁶ umgehängt. Wir beide glaubten zu wissen, dass das der Abschied für immer ist. Ich habe mir geschworen, die Kette immer zu tragen von da an. In der Nazizeit habe ich das Magen David nach hinten geschoben und nach der Befreiung habe ich es vor mir getragen. Und es ist eine der übelsten Geschichten, die mir in der DDR widerfahren ist, dass mir einer in einem Parteiverfahren vorgehalten hat, ich trüge eine Kette mit einem Judenstern als Zeichen, dass ich dem Zionismus⁵⁷ nicht abgeschworen habe. Meine Mutter ist dann am nächsten Tag in einen Viehwaggon gekommen und sie sind tagelang unterwegs gewesen.

Wie war das Wiedersehen mit Ihrer Mutter?

Sie ist aus Theresienstadt nicht sofort entlassen worden, weil dort Typhus⁵⁸ war. Unmittelbar nach Kriegsende gab es ja keine Transportmöglichkeiten, sie ist teilweise ein Stück »per Anhalter« gefahren, teilweise gelaufen. Den größten Teil der Strecke ist sie in einem Güterzug mitgenommen worden. Sonst hätte sie es nicht nach Leipzig geschafft.

Als sie ankam, waren nur mein Vater und mein Bruder da, während ich auf der Post war. Auf dem Rückweg hat mir jemand zugerufen: »Deine Mutter ist da!« So habe ich es erfahren und bin ausgeflippt, wie man so sagt.

Aus ihr war ein Nichts geworden. Sie war ohnehin nicht besonders robust, aber jetzt so abgezehrt, dass es schrecklich war. Aber es ging relativ schnell, sie wieder hochzupäppeln. Alles in allem ging es aufwärts. Wir bekamen dann eine Wohnung, eine ganze Etage in einer Villa. Wir konnten gar nicht so richtig fassen, was uns da zum ersten Mal im Leben passiert ist.

Was ist nach dem Abtransport Ihrer Eltern mit Ihnen geschehen?

Obwohl mein Vater und mein Bruder ins Zwangsarbeitslager mussten, lief der väterliche Betrieb bis Kriegsende weiter, weil die Produktion »kriegswichtig« war. Denn das waren Einlagen für Heißmangel- und Plättmaschinen, in denen Offiziersuniformen geglättet wurden. Mein Vater hat mir ein dickes Scheckheft mit fünfzig Schecks unterschrieben und mir gesagt, dass ich damit zurechtkommen muss. Ich bin natürlich vor seinem Abtransport ein paar Mal mit ihm zusammen in den Betrieb gefahren, sonst hätte ich ja gar nicht gewusst, was ich machen muss. Ich habe die Schecks so sparsam verwendet, dass ich bis zum Kriegsende damit hingekommen bin. Das Kapital war am Ende meiner Amtszeit als 15-jähriger Jungkapitalist nicht geringer als zu Beginn.

Wie haben Sie die Befreiung erlebt?

Als morgens der Panzer-Alarm kam, wussten wir, dass es nur noch Stunden dauert und trotzdem hatten wir immer noch Angst. Es konnte ja sein, es kommt noch jemand und knallt uns ab. Konnte ja auch sein, dass es Kämpfe gibt und wir betroffen sind. Wir hatten erst wirklich Ruhe oder das Gefühl »Jetzt sind wir frei!«, als die ersten amerikanischen Soldaten da waren. Das war eine Öffnung im Innersten. Aber als die ersten Soldaten mit uns sprachen, war das sogar eine Enttäuschung für uns, weil die uns nicht angesehen haben, dass wir wirklich Befreite sind! Damals sagte ja jeder: »Wir sind Befreite.« Das ganze deutsche Volk war plötzlich befreit von den Nazis.

Wie erlebten Sie dann die Besatzungszeit?

Mein Vater, mein Bruder und ich sind zum amerikanischen Stadtkommandanten gegangen und haben uns ihm als Helfer angeboten. Es war für uns ein Glück, dass das ein jüdischer Offizier war, der auch gut Deutsch konnte. Wir haben bei der Einwohnerregistrierung geholfen. In der Zeit hatten wir gute Verpflegung. Ich wurde dann Volontär der örtlichen Zeitung »Nachrichten für Grimma«, die unter der Besatzung erschien. Bis heute bin ich Journalist geblieben.

Danach lebten Sie in der DDR?

Ich habe Vorteile und Nachteile des Systems erlebt. Mein Vater musste, keine drei Jahre nach dem er befreit war, am 12. Januar 1947 wieder hinter Gitter. Als alter Sozialdemokrat bekam mein Vater um den Jahreswechsel 1946/47 ungefragt Broschüren des in Westberlin agierenden Ostbüros der SPD zugeschickt. Bald darauf durchsuchte der sowjetische Militärgeheimdienst unsere Wohnung, beschlagnahmte die Broschüren und nahm meinen Vater mit. Wir haben ihn nie wieder gesehen. Nicht einmal über seinen Tod hat man uns informiert, erst am 2. Dezember 1959 erhielten wir, nach immer neuen Fragen, eine vom Standesamt Leipzig Mitte ausgefertigte, ungeheuerliche – und wie wir inzwischen wissen in jeder Hinsicht unkorrekte – Mitteilung: »Willy Bachmann, am 26. Februar 1949 in der UdSSR verstorben.« In Wirklichkeit ist er in Bautzen⁵⁹ um-

gekommen, das wissen wir, nicht in der UdSSR und der Termin stimmte auch nicht. Auf unseren Antrag hin wurde die Entscheidung des Militärgerichts 1995 durch den russischen Generalstaatsanwalt als ein politisches Urteil annulliert und mein Vater voll rehabilitiert. Das hat ihn nicht lebendig gemacht. In der DDR habe ich trotz alledem Karriere gemacht, bis zum stellvertretenden Generaldirektor der Nachrichtenagentur und stellvertretenden Regierungssprecher.

Wie betrachten Sie rückblickend Ihr Leben?

Ich kann sagen, dass ich Schweres durchgemacht habe. Ich kann durchaus eine negative Lebensgeschichte, aber ebenso auch eine positive schildern. In der Nazi-Zeit habe ich überlebt und trotz allem eine Grundbildung erlangen können. In der DDR habe ich es ganz zum Schluss geschafft, in der Regierung Modrow Vizeregierungssprecher zu werden und war – in aller Bescheidenheit – gewiss ein namhafter Journalist. Ich habe viel von der Welt gesehen, zehn Länder Lateinamerikas und in Europa fast alle Länder besucht. Ich konnte Allende⁶⁰ die

Hand schütteln und bin Ché Guevara⁶¹ in Berlin begegnet. Ich habe in der Bonner Zeit, es war glücklicherweise die Zeit der Entspannungspolitik, eigentlich mit fast allen Politikern Kontakte gehabt. Ich habe mit vielen friedensengagierten Künstlern Interviews gemacht und wurde ausgezeichnet mit dem Journalistenpreis der DDR. Und ich habe auch nach der Wende Bücher schreiben und viele Erfolge erreichen können. So also lautet, wenn man will, die positive Bilanz dieses mit so vielen negativen Vorzeichen begonnenen Lebens.

Das Interview wurde am 17. 9. 2013 in Berlin geführt.



*Ralf Bachmann bei einer
Lesung in Colditz 1997*

³⁹ Nach der erzwungenen Eingliederung tschechischer Gebiete als »Protektorat Böhmen und Mähren« in das Deutsche Reich wurde in der dort gelegenen Stadt Terezín 1941 das **KZ Theresienstadt** errichtet. Es diente vor allem als Sammel- und Durchgangslager für Jüdinnen und Juden. Obwohl das Lager in der NS-Propaganda als »Altersghetto« diente und ausländischen Besucher_innen zeitweilig als »jüdische Mustersiedlung« vorgeführt wurde, starben dort unzählige Menschen an Hunger und Krankheiten. Zehntausende wurden nach kurzem Aufenthalt nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

⁴⁰ Die **Organisation Todt (OT)** war eine quasi militärisch organisierte Bautruppe, die den Namen ihres Führers Fritz Todt trug. Sie wurde vor allem für Baumaßnahmen in den von Deutschland besetzten Gebieten eingesetzt. Ab Herbst 1944 wurden 10 000–20 000 »Halbjuden« und Personen, die mit Juden verheiratet waren, in Spezialabteilungen zwangsrekrutiert und in OT-Lager verbracht. Ende 1944 verfügte die OT über 1 360 000 Arbeitskräfte, davon waren 14 000 »wehruntaugliche« Deutsche. Die restlichen Arbeitskräfte waren mehrheitlich Zwangsarbeiter_innen, Kriegsgefangene und 22 000 KZ-Häftlinge.

⁴¹ Die **Weltwirtschaftskrise** begann mit dem Börsenkrach von 1929 und ging mit einem schweren Rückgang der wirtschaftlichen Leistung der betroffenen Länder einher. Es kam zu Deflation, viele Unternehmen wurden zahlungsunfähig. Die massive Arbeitslosigkeit verursachte soziales Elend und politische Krisen.

⁴² Zu **30. Januar 1933** siehe Fußnote 1 auf Seite 16

⁴³ Zu »**Mischehe**« siehe Fußnote 5 auf Seite 16

⁴⁴ Zu »**Deutsche, kauft nicht bei Juden!**« siehe Fußnote 4 auf Seite 16

⁴⁵ Die **Sturmabteilung (SA)** war die paramilitärische Kampforganisation der NSDAP während der Weimarer Republik. Nach der Machtübernahme der NSDAP wurde die SA kurzzeitig auch als staatliche »Hilfspolizei« eingesetzt. Nach dem Sommer 1934, als SS-Einheiten die SA-Führungsspitze ermordet hatten (Röhm-Putsch), verlor die SA sehr stark an Bedeutung.

⁴⁶ Die propagandistisch als »**Kristallnacht**« bezeichneten Pogrome in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 stellten den Übergang von der Diskriminierung zur systematischen Verfolgung und Vernichtung der Jüdinnen und Juden in Deutschland dar. Nazis in Uniform und in Zivil zertrümmerten die Schaufenster jüdischer Geschäfte, demolierten Wohnungen, misshandelten Menschen und zündeten Synagogen an. Während der Novemberpogrome wurden mehr als 1 300 Menschen getötet, über 1 400 Synagogen oder Gebetshäuser wurden zerstört. Am 10. November wurden mehr als 30 000 jüdische Männer in Konzentrationslager verschleppt.

⁴⁷ Das **KZ Buchenwald** war eines der größten Konzentrationslager im Deutschen Reich und bestand zwischen Sommer 1937 und Frühjahr 1945 bei Weimar. In diesem Zeitraum waren dort etwa 250 000 Menschen interniert, wovon mehr als 50 000 starben. Als die US-Armee sich dem Lager im April 1945 näherte, erfolgte ein Aufstand der Häftlinge, in dessen Folge die KZ-Leitung abgesetzt und Bewacher festgenommen wurden.

⁴⁸ Die **St. Louis** war ein Linienschiff der HAPAG-Reederei Hamburg. Besondere Bekanntheit erlangte sie, als sie auf Initiative des NS-Regimes am 13. Mai 1939 mit 906 jüdischen Flüchtlingen an Bord Hamburg in Richtung Amerika verließ und mit den Flüchtlingen an Bord wieder nach Europa zurückkehren musste, weil das Schiff nirgends eine Anlegeerlaubnis erhielt.

⁴⁹ Der Lagerkomplex **Auschwitz** wurde im Jahr 1940 von NS-Deutschland im annektierten Polen in der Nähe der in Auschwitz umbenannten Stadt Oświęcim errichtet. Er bestand aus drei Konzentrationslagern, darunter das größte Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Daneben bestanden noch eine Vielzahl von Neben- oder Außenlagern in der Region. Bis zur Befreiung wurden dort über 1,1 Millionen Menschen ermordet.

⁵⁰ Die **Hitlerjugend** war die Jugend- und Nachwuchsorganisation der NSDAP und ab 1933 der staatliche Jugendverband. Im Mittelpunkt stand die ideologische Schulung und körperliche Ertüchtigung der Jugend.

⁵¹ Zu **Gestapo** siehe Fußnote 67 auf Seite 52

⁵² Durch die »Nürnberger Rassegesetze« von 1935 wurde auf Grundlage der pseudowissenschaftlichen Rassentheorie der Nazis festgelegt, wer in welchem Maß als Jude oder »jüdischer **Mischling**« bzw. »**Halbjuden**« zu gelten hatte.

⁵³ Zu **Judenstern** siehe Fußnote 7 auf Seite 16

⁵⁴ Der Ausspruch »**Gnade der späten Geburt**« wurde in den 1980er Jahren von Bundeskanzler Helmut Kohl geprägt und soll zum Ausdruck bringen, dass die nach 1930 geborenen Deutschen keine Schuld am Nationalsozialismus trügen.

⁵⁵ Zu **Sara** siehe Fußnote 8 auf Seite 16

⁵⁶ Der **Davidstern (Magen David, »Schild Davids«)**, benannt nach König David, ist ein Hexagramm-Symbol mit religiöser Bedeutung. Der Davidstern gilt heute vor allem als Symbol des Judentums.

⁵⁷ **Zionismus** bezeichnet eine politische Denkrichtung europäischer Jüdinnen und Juden und die damit verbundene Bewegung, die auf die Errichtung eines jüdischen Nationalstaats abzielt. Mit der Gründung des Staates Israel 1948 wurde das zentrale Ziel des Zionismus erreicht.

⁵⁸ Die Krankheit **Typhus** war in Konzentrationslagern wegen der oft mangelnden Hygiene weit verbreitet.

⁵⁹ In der zu Beginn des 20. Jahrhunderts errichteten Strafvollzugsanstalt in **Bautzen** wurden im Nationalsozialismus politische Gegner_innen und andere von den Nazis verfolgte Gruppen festgehalten. Nach 1945 nutzte die Sowjetische Militäradministration die Einrichtung für einen Zeitraum von fünf Jahren zur Inhaftierung von Nazis, als solche Verdächtige sowie Sozialdemokrat_innen. Von den ca. 27 000 Gefangenen starben etwa 3 000 Menschen.

⁶⁰ Der sozialistische Politiker **Salvador Allende** war von 1970–1973 Präsident Chiles.

⁶¹ Der argentinische Guerillaführer und Politiker **Che Guevara** erlangte vor allem als einer der zentralen Anführer der Kubanischen Revolution ab 1953 Berühmtheit.

LORE DIEHR

»Man musste immer wieder
den Mut aufbringen.«

Lore Diehr wird am 04.2.1921 in Berlin als Lore Barthelmann geboren. Sie stammt aus einem sozialdemokratischen Elternhaus und verbringt in ihrer Jugend viel Zeit auf Fahrten sozialdemokratischer und kommunistischer Jugendverbände, durch die sie sich weiter politisiert. Nach ihrer Ausbildung beginnt sie als Schneiderin zu arbeiten. 1933 verhaften die Nazis ihren Vater und die Wohnung der Familie wird durchsucht. Der Laden ihrer Mutter entwickelt sich zunehmend zu einer Anlaufstelle für den Widerstand und davon ausgehend beteiligt sich Lore Diehr an vielfältigen Widerstandsaktionen. 1945 erlebt sie das Kriegsende in einem Versteck in Berlin-Heinersdorf. Nach 1945 lebt und arbeitet Diehr in der DDR.



*Lore Barthelmann auf
Wochenendfahrt
ca. 1940*

**Frau Diehr, wie sind
Sie aufgewachsen?**

Ich bin eine echte Berlinerin. Ich bin in der Skalitzer Straße in Kreuzberg groß geworden und in Neukölln zur Schule gegangen. 1934 sind wir nach Pankow gezogen. Meine Eltern waren beide Sozialdemokraten und bei den Naturfreunden⁶². Deshalb haben wir oft Ausflüge gemacht und waren viel draußen. Ich hatte eine schöne Kindheit, denn meine Eltern haben viel mit uns unternommen.

Was waren Ihre Eltern von Beruf?

Mein Vater ist Tischler gewesen. Er hatte zusammen mit meinem Großvater eine Tischlerwerkstatt in der Stahlschreiberstraße. Als mein Großvater gestorben ist, hat mein Vater die Werkstatt aufgege-

ben. Ab 1930 war er als Verwaltungsangestellter beim Wohlfahrtsamt in Prenzlauer Berg angestellt. Gleichzeitig war er SPD-Stadtverordneter. Meine Mutter hat als Schneiderin gearbeitet. Sie hat Perlenstickereien gemacht und war bei einer jüdischen Frau angestellt. Als sie später uns zwei Kinder bekommen hat, hat sie nur noch zwischendurch zuhause Stickereien gemacht.

**Wann merkten Sie, wie Ihre Eltern zu
den Nazis standen?**

Meine Eltern hatten für die Nazis überhaupt nichts übrig. Sie haben uns klar gemacht, was es bedeutet Arbeiter zu sein und was der Kapitalismus ist.

Haben Sie als Kind ein Erlebnis in Erinnerung, wo Sie das erste Mal etwas vom Nationalsozialismus mitbekommen haben?

Das war 1933, als die Nazis bei uns durch die Straße marschiert sind. Da haben meine Eltern darüber gesprochen. Mit uns Kindern haben sie wenig darüber diskutiert, aus dem einfachen Grund, damit wir nicht so viel sagen können.

Kinder sind in dieser Beziehung ja etwas unbedarfter. Ich hab die Nazis schon von Anfang an gehasst, das war eine Gefühlsache.

Wie haben Sie die Zeit davor erlebt?

Wir haben wenig davon gemerkt, außer wenn mal Nazi-Aufmärsche waren. Die Leute waren im Allgemeinen hochbegeistert, sie haben sich viel davon versprochen.

**Merkten Sie ab 1933, dass sich Ihr
Leben änderte?**

Meine Eltern hängten immer die SPD-Fahne mit den drei eisernen Pfeilen⁶³ aus dem Fenster. Nach 1933 merkten wir, dass versucht wurde, Steine zu uns hoch zu schmeißen. Wir wohnten im zweiten Stock, es traf aber immer den ersten. Und die Kinder haben uns nicht mehr beachtet, die waren ja beeinflusst von ihren Eltern. Mein Vater ist gleich 1933 verhaftet worden, da wohnten wir noch in der Skalitzer Straße. Er war weg, als wir nach Hause kamen und meine Mutter war vollkommen fertig. Und die Hausdurchsuchung, die bei uns gemacht wurde,

»Die Hausdurchsuchung, die bei uns gemacht wurde, hat mich eigentlich geprägt.«

*Lore Barthelmann (hinten 1.v.r.)
mit Angehörigen der Sportvereine
Astoria und Blau-Weiss – Ostern
1939 in Oberkietzmühle bei
Bad Freienwalde*

hat mich eigentlich geprägt. Wir mussten raus – wir hatten damals nur Stube und Küche – und hatten das Glück, dass meine Großmutter nebenan wohnte und sind dann zu ihr gegangen. Die Hausdurchsuchung war so furchtbar. Die haben das Oberste zum Untersten gekehrt, aber haben nichts gefunden. Meine Eltern hatten vorher schon alles weggeschafft. Wie das nachher aussah, kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Die waren dabei nicht zimperlich.

Haben Sie erfahren, was mit Ihrem Vater passiert ist?

Er ist zusammen mit zwei Genossen auf der Straße verhaftet worden. Mein Vater hieß Fritz Barthelmann⁶⁴, die andern beiden hießen Fritz Schmidt⁶⁵ und Fritz Naujoks⁶⁶. Wir haben immer gesagt: »die drei Fritzen«. Alle drei waren SPD-Stadtverordnete. Meine Mutter wusste erst gar nicht, wo mein Vater war. Die

drei Frauen haben die Männer gesucht und haben dann rausbekommen, dass sie in der Prinz-Albrecht-Straße bei der Gestapo⁶⁷ waren. Später sind sie dann ins KZ Sonnenburg⁶⁸ verlegt worden. 1935 ist mein Vater zurückgekommen. Was er erlebt, hat war so schlimm, dass er nur wenig davon gesprochen hat.

Was passierte mit Ihrem Vater nach seiner Freilassung?

Nach der Haftentlassung aus Sonnenburg hat mein Vater im Geschäft meiner Mutter mitgearbeitet. Sie hatte damals einen Lebensmittel- und Gemüseladen. 1942 wurde er dann eingezogen, um in Hohenlychen französische Gefangene zu bewachen. Wir haben immer gesagt: »Die haben den Bock zum Gärtner gemacht.« Meine Mutter ist am Sonntag immer – Hohenlychen ist nicht weit von Berlin – hingefahren und hat ihm Sachen mitgebracht. Als die Front 1945

immer näher kam, hat er gesagt, sie soll ihm Zivilkleidung mitbringen. Dann hat er zu den Gefangenen gesagt: »Ihr könnt jetzt gehen, ich gehe jetzt auch.« Er ist mit seinen Zivilsachen losgetrabt und ist nach Berlin gekommen. Das habe ich aber nicht erlebt. Bevor das passierte, ist noch einiges anderes geschehen.

Erzählen Sie uns doch von Ihrer Schulzeit.

Zuerst war ich in einer weltlichen Schule in Neukölln, die 1933 dann gleich aufgelöst wurde. Danach bin ich in eine



»Die Fahrten mit der Turnerschaft, das war die Freiheit, die wir hatten.«

andere weltliche Schule in der Dieffenbachstraße in Kreuzberg gekommen, aber auch die wurde ein Jahr später aufgelöst. Deshalb bin ich nochmal umgeschult worden, in eine christliche Schule in der Britzer Straße.

Die weltlichen Schulen waren den Nazis ein Dorn im Auge?

Ja. In den weltlichen Schulen gab es keinen Religionsunterricht und stattdessen Lebenskunde. Die wurden hauptsächlich von Kindern von Kommunisten und SPD-Leuten besucht. Und weil ja auch die Lehrer dementsprechend eingestellt

waren, hat man die dann aufgelöst. Als es keine weltlichen Schulen mehr gab, bin ich in eine christliche eingeschult worden.

Wie haben Sie das als Kind erlebt?

Es war sehr schwer, ich hatte vorher keinen Religionsunterricht und war weder getauft – meine Eltern waren nicht in der Kirche – noch bin ich eingesegnet worden. Im Religionsunterricht habe ich mich dann eben mit Lesen oder ähnlichem beschäftigt und die anderen Kinder haben das beim Lehrer gepetzt. Es war nicht sehr einfach.

Ich habe den Volksschulabschluss gemacht, habe dann eine Ausbildung als Schneiderin absolviert und habe den Beruf später auch ausgeübt. Als mein Vater 1942 eingezogen wurde, bin ich in den Lebensmittel- und Gemüseladen meiner Mutter eingestiegen.

Ist es Ihnen gelungen, sich von den Jugendorganisationen der Nazis fernzuhalten?

Da habe ich mich geweigert. Ich habe das damals damit begründet, dass die Nazis meinen Vater eingesperrt haben. Ich wollte nicht in den BDM⁶⁹ gehen und irgendwie hat das auch geklappt. Ich

»Wir haben immer gesagt: Wenn die Nazis uns mal kriegen, verkaufen wir uns so teuer wie es geht.«

war als Kind immer etwas widerspenstig. Früher war ich in der freien Turnerschaft und als die von den Nazis verboten wurde, haben wir uns umbenannt in Blau-Weiß. Wir haben viele Fahrten zusammen mit dem Sportverein Astoria gemacht. Das waren Fichte-Leute⁷⁰ und mit denen haben wir diskutiert und aus dem Manifest gelesen. Wir waren von der SPD und die Fichte-Leute waren von der KPD. Ein Teil von uns ist bei der SPD geblieben und ein paar sind zu den Fichte-Leuten übergetreten. Eine davon bin ich gewesen. Die Freundschaften blieben bestehen, denn denen ging es ja nicht besser als uns und sie hatten die gleichen Probleme wie wir.

Wie sah Ihr Alltag als Jugendliche aus?

Ich hatte nicht viel Zeit. Um die Beiträge und die Fahrten bezahlen zu können, habe ich Schrippen ausgetragen und

nachmittags beim Bäcker abgewaschen. Denn von meiner Mutter konnte ich nichts kriegen, Taschengeld gab es nicht. Die Fahrten wollte ich machen, denn das waren schöne Zeiten. Das war die Freiheit, die wir hatten. Es wurde viel gesungen und ich habe Gitarre gespielt. Hauptsächlich Volkslieder, manchmal auch Lieder von Busch. Später bin ich bei den kommunistischen Leuten hängengeblieben. In dieser Gruppe habe ich dann auch die illegale Arbeit gemacht.

Wie sah die illegale Arbeit aus? Gab es wöchentliche Treffen?

Um Gottes willen! Das hing alles zusammen mit unserem Laden. Oft kamen Genossen, die haben bei uns gegessen. Die kamen durch die Hintertür, haben sich ihr Essen warm gemacht und sind wieder gegangen. Das war ja unverfänglich, die Leute sind gekommen und haben eingekauft. Die Gerda Kafka zum Beispiel

kaufte immer zu einer bestimmten Zeit, wo es nicht so voll war, Lebensmittel ein. Obwohl sie keine Lebensmittelmarken hatte, kriegte sie dann extra Dinge, die für die Illegalen gedacht waren.

Wie gelang es Ihnen, zusätzliche Nahrungsmittel in Ihren Laden zu holen?

Auf verschiedenen Wegen. Gerdas Vater zum Beispiel hat Kartoffeln ausgefahren und schmiss dann eben ein paar mehr Säcke, als wir kriegen durften, in die Mulde. Dann hatte der Gerhard Jacoby Leute an der Hand, die uns Heringe gebracht haben.

Wie wurde das alles geplant?

Das hat sich nach und nach so eingespielt und wurde über die politische Gruppe, die zusammen gehalten hat, organisiert. Wir kannten nicht die Namen von allen, denn aus Schutz hatten die Leute zum Teil nur Spitznamen. Wir haben immer gesagt: »Wir wissen nicht viel und wenn wir mal verhaftet werden, dann können wir auch nicht viel sagen.«

Ihr Mann war auch Teil Ihrer politischen Gruppe?

Mein Mann kam mit einem gefälschten Urlaubsschein von Frankfurt/Oder nach Berlin. Dort hatten wir einen Genossen, der Arzt war. Der hat ihm Blut aus der Vene genommen und unter das Knie gespritzt, wodurch er ein dickes Knie bekommen hat. Deshalb ist er dann ins Lazarett gekommen und von da aus ist er untergetaucht. Er sollte eigentlich wieder entlassen werden, aber der Fritz Oberdörster, der damals dort Hauptfeldwebel war, hat seine Papiere verschwinden lassen. Von dem Zeitpunkt an gab es ihn nicht mehr. Er fuhr immer viel hin und her zwischen Berlin und Frankfurt/Oder. Der Fritz hat dafür gesorgt, dass er Munition und Gewehre kriegt. Wir haben immer gesagt: »Wenn die Nazis uns mal kriegen, verkaufen wir uns so teuer wie es geht.«

Tauchten neben Ihrem Mann noch andere Menschen unter?

Im Mai 1944 haben wir erfahren, dass Gerhard Sretzki wieder verhaftet werden soll. Hier in Berlin war gerade wieder ein

Luftangriff und danach ist seine Frau zur Polizei gegangen und hat gesagt, ihr Mann sei nicht mehr wiedergekommen. In Wirklichkeit ist er untergetaucht. Wir hatten damals in dem Seitenflügel des Hauses, in dem der Laden war, eine Wohnung. Dort haben wir den Gerhard dann untergebracht und er musste Tag und Nacht da drin bleiben, auch wenn Fliegeralarm war.

Bedeutete dies eine große Gefahr für Sie?

Ja, natürlich. Nach unserer Heirat 1944 hatte mein Mann Heimaturlaub und nachdem wir wiedergekommen sind, ist er einmal in der Mittagszeit unten im Laden gewesen. Ich war währenddessen Ware holen und meine Mutter war oben bei Gerhard in der Wohnung. Und da kam eine Wehrmachtsstreife – wir ha-

»Die Flugblätter wurden von den Frauen verteilt, denn die waren unauffälliger.«

ben immer gesagt: »die Kettenhunde«. Sie haben mit meinem Mann gesprochen, haben seine Brieftasche gefilzt und haben den gefälschten Urlaubsschein anerkannt. Das waren ja richtige Scheine, die auch gestempelt waren, aber von ihm selbst ausgeschrieben worden waren. Er hatte aber hinten in der Brieftasche auch noch Blanko-Urlaubsscheine. Er hat die Soldaten dann abgelenkt und hat ihnen Zigaretten und Schnaps angeboten, denn bei uns im Laden gab es ja alles. Die haben auf dem Sofa gesessen, das einen Kasten für Bettzeug hatte. Da wurden normalerweise Decken reingelegt, zu dem Zeitpunkt aber waren da Gewehre drin. Später sind sie dann zum Glück gegangen. Wenn die oben in die Wohnung gegangen wären oder sie was gefunden hätten, wäre das Ganze aufgefliegen. Dann wäre es uns schlecht gegangen.

»Die Verfolgung der Juden war zu offensichtlich, das war öffentlich.«

Was ist mit den Waffen passiert, die Ihr Mann nach Berlin geschmuggelt hat?

Das wurde dann alles nach Heinersdorf in die Laube von den Beyermanns gebracht. Die hatten unter der Laube einen Raum ausgeschachtet, der etwa drei Mal drei Meter groß war. Da wurde alles gelagert. Der Zugang war über eine Klappe in der Diele, auf der lag ein Teppich und auf dem stand eine Couch. Das konnte man also nicht sehen. In den Raum sind die Männer auch reingegangen, als die Kämpfe um Berlin stattfanden. Dass die Kettenhunde da waren, war für uns ein Alarmzeichen. Deshalb musste der Gerhard in die Laube verschwinden. Die Laube war nicht weit von uns – etwa eine Viertelstunde zu laufen – und wir haben ihn nachts zu Fuß dorthin gebracht. Wir konnten nur hoffen, nicht erwischt zu werden, ein bisschen Glück musste dabei sein. Damals wussten wir

noch nicht, wer uns da verraten hatte, das haben wir erst später erfahren. Es waren Kunden von uns, die sich geärgert haben, dass mein Mann so oft im Urlaub war. Er hatte ja noch die Uniform an und deren Sohn hatte eben nicht so oft Urlaub.

Wie leisteten Sie noch Widerstand?

Wir haben Flugblätter gedruckt, die altmodischen Dinger. Weil wir kein Papier hatten, haben wir Feldpostbriefe gekauft und die Rückseiten bedruckt. Die wurden von den Frauen verteilt, denn die waren unauffälliger. Früher gab es keine Briefkästen draußen am Haus und man musste die Briefe in die Wohnung stecken. Wir haben immer oben angefangen und sind bis nach unten runter. Das musste sehr schnell gehen, damit uns keiner erwischt.

Damit wir Genossen vom Militärdienst wegkriegen, haben wir ihnen die Arme gebrochen. Dann waren sie von der

Front weg. Der Bernhard Karl, der auch bei uns in der Gruppe war, hat ein Gestell gebaut, in das der Arm reingelegt wurde. Dann wurde ein Hebel runtergedrückt und es machte Krach. Zuerst haben wir das mit Hammer und Handtuch gemacht. Wir haben den Arm hingelegt, haben ein Handtuch raufgelegt, damit es keine blauen Flecke gibt, dann eine Feile, damit der Bruch glatt durch geht, und dann mit dem Hammer raufgeschlagen. Ich weiß nicht mehr, wie vielen Genossen wir so die Arme gebrochen haben, aber es waren eine ganze Menge.

Haben Sie das damals als Widerstand betrachtet, oder war das für Sie normal?

Als Widerstand haben wir das damals eigentlich noch nicht betrachtet. Das war für uns normaler Alltag, weil wir die Nazis gesasst haben.



Lore Barthelmann (2.v.r.) mit Angehörigen der Sportvereine Astoria und Blau-Weiss auf Fahrt nach Bolten-Mühle ca. 1939

Und wie sind Sie mit dem ständigen Druck zurechtgekommen?

Wenn man jung ist, dann nimmt man solche Dinge nicht so tragisch, man geht über viele Dinge hinweg. Angst hatte man schon, aber die hat man irgendwie überwunden.

Hat Ihr Bruder auch am Widerstand teilgenommen?

Nein, überhaupt nicht. Gerhard musste auch woanders unterkommen, als mein Bruder im Urlaub war. Der durfte das nicht wissen, denn wir haben ihm nicht so getraut. Mein Bruder war kein politi-

scher Mensch, aber Soldat war er auch nicht gerne. Er war Maurer und ist zum Westwall-Bau⁷¹ dienstverpflichtet worden. Später, als er Soldat war, ist er auch in der Sowjetunion gewesen. Mein Bruder ist zeitig gestorben, mit 65 Jahren.

Hatten Sie auch Kontakt zu anderen Widerstandsgruppen?

Ich persönlich nicht, aber einzelne Mitglieder von uns hatten auch Verbindungen zu anderen Gruppen. Aber das habe ich erst nach 1945 erfahren. Ich weiß, dass einige Kontakt zur Anton-Safekow-Gruppe⁷² hatten. Wir hatten auch Verbindungen nach Neukölln. Jeder hat

so für sich gearbeitet und man musste alles so klein wie möglich halten. Meine Aufgabe war die mit den Lebensmitteln.

Sie waren also den gesamten Krieg über im Laden beschäftigt?

Von 1941 bis 1942 war ich dienstverpflichtet bei Alket. Das war das altmärkische Kettenwerk in Tegel. Die haben Waffen für den Krieg hergestellt und haben auch Zwangsarbeiter⁷³ aus der Sowjetunion beschäftigt. Denen hat man auch mal eine Stulle zugesteckt, denn ihnen ging es ja auch nicht besonders gut. Bei Alket hab ich an der Maschine arbeiten müssen, die Messer hergestellt

hat für den Drall in den Gewehren. Da konnte man ganz gut Sabotage machen. Die mussten hart sein und wenn man die ein bisschen anders eingestellt hat, dann wurde der Stahl weich.

Hatten Sie Kontakt zu den Zwangsarbeiter_innen?

Wir kamen sehr wenig mit denen zusammen, da sie immer abseits gehalten wurden, damit sie nicht reden konnten. Die wurden morgens hingebbracht und nachmittags wieder abgeholt und ins Lager gebracht. Ich hatte einen guten Arzt, der mich dann untauglich geschrieben hat. Deshalb bin ich 1943 wieder bei meiner Mutter im Laden gelandet. Man musste eben sehen, wie man vorankommt. Man musste immer wieder den Mut aufbringen.

Wussten Sie bereits vom Holocaust?

Von den Sinti und Roma haben wir nicht viel gewusst. Aber von der Verfolgung der Juden, der Kommunisten und der Sozialdemokraten wussten wir. Die Verfolgung der Juden war zu offensichtlich, das war öffentlich.

Wie erlebten Sie die Befreiung?

Als es brenzlich wurde im Krieg, sind wir alle in der Laube untergekommen. Der Gerhard, der Hanne Beyermann, der Max Gamroth, die Gerda Sretzki, die Gertrud Beyermann und ich. Als der Volkssturm⁷⁴ kam, hatte eine von den Frauen den glorreichen Gedanken, Zettel anzubringen an den Gartenzaun: Achtung Seuchengefahr. Da sind die dann drum herum gegangen. Und dann kamen die Russen und wir haben uns zu Erkennen gegeben. Der Bernhard Karl hatte eine Fahne vom Arbeitersport aus der Sowjetunion hinter einem Bild in der Wohnung versteckt. Die hat er uns gebracht und die haben wir dann erst mal als Legitimation genommen. Der Max Gamroth konnte auch etwas Russisch. Die haben uns dann erst mal mit auf die Kommandan-

tur nach Weißensee genommen und haben uns gepflegt. Und als der Krieg zu Ende war, waren wir in Tegel. Sie haben uns dann entlassen und wir mussten von Tegel nach Prenzlauer Berg laufen. Es fuhr ja nichts mehr.

Wurde das Kriegsende in Ihren Kreisen gefeiert?

Naja, zum Feiern war eigentlich kein Anlass. Die Männer haben alles gemacht, was sie an Aufgaben gekriegt haben.

Und wie erlebten Sie die Zeit danach?

Ich bin dann in die KPD eingetreten. Nach dem Krieg habe ich erst gar nicht gearbeitet, ich habe zwei Kinder aufgenommen von einem illegalen Genossen, dessen Frau in den letzten Kriegstagen noch umgekommen ist. Sie wollte Lebensmittel holen für Illegale und ist dabei verschwunden. Wir nehmen an, dass sie hier in der Neumannstraße in Pankow – da war ein SS-Nest⁷⁵ – erschossen worden ist. Die Kinder habe ich bis 1948 aufgezogen, dann bekam ich meine Tochter. Der Vater hat wieder geheiratet und da sind sie zu ihm zurückgekommen.

Haben Sie danach wieder gearbeitet?

Als meine Tochter klein war, habe ich Heimarbeit als Schneiderin gemacht. Nachher habe ich bei Fortschritt gearbeitet, einer Schneiderfirma in der DDR. Später habe ich als Schreibkraft in der Güterstelle im RAW⁷⁶ in der Revaler Straße angefangen.

Sind Sie nach 1945 nochmal mit faschistischen Meinungen oder Taten in Kontakt gekommen? Sind Sie den »Kettenhunden« nochmal begegnet?

Nein, ich bin weggezogen. Ich hatte dann in der Gegend nicht mehr viel zu tun.

Haben Sie Kontakt zu den Leuten aus Ihrer Gruppe gehalten?

Wir sind immer noch befreundet gewesen, es ist nicht auseinander gegangen. Wir sind dann in die VdN⁷⁷ eingetreten. Ich bin die Einzige, die noch übrig geblieben ist. Ich war damals aber auch das Küken.

Ab wann waren Sie im VdN?

Von Anfang an, ich habe immer Sozialarbeit gemacht. Ich habe mich um die Genossen gekümmert. 1970 waren wir noch 700 Mitglieder in der VdN. Da waren auch Sinti und Roma, Juden, KPD- und SPD-Leute dabei, die hier alle illegal gearbeitet haben und verfolgt wurden. Nur in Prenzlauer Berg! Wie viele sind wir jetzt noch? Eine Handvoll.

Das Interview mit Lore Diehr wurde am 17. 9. 2013 in Berlin geführt.

Lore Diehr 2006 in Berlin.



⁶² Die **Naturfreunde** sind eine Umwelt- und Kulturbewegung, deren Wurzeln in der Arbeiter_innenbewegung liegen. Weil sie der Sozialdemokratie nahestanden, wurden die Naturfreunde von den Nazis 1933 verboten. 1945 bauten sie ihre Organisation wieder auf, die bis heute besteht.

⁶³ Die **drei eisernen Pfeile** waren das Symbol der Eisernen Front, die 1931 gegründet wurde. Sie war ein Zusammenschluss verschiedener sozialdemokratischer und gewerkschaftlicher Organisationen mit dem Ziel, die Demokratie offensiv gegen die Nazis zu verteidigen und sich von der KPD abzugrenzen. Mit der Zerschlagung der Gewerkschaften durch die Nazis am 2. Mai 1933 existierte die Eiserne Front nicht mehr.

⁶⁴ **Fritz Barthelmann**, geboren 1892, war SPD-Stadtverordneter in Berlin-Kreuzberg und bei den Naturfreunden aktiv. Seit 1930 war er als Verwaltungsangestellter im Bezirk Prenzlauer Berg tätig, wurde jedoch 1933 im Zuge der politischen »Säuberungen« durch die Nazis entlassen. Weil er aus politischen Gründen keine Arbeit mehr fand, beteiligte er sich am Geschäft seiner Frau. Barthelmann war nach 1945 an der Wiedergründung der SPD in Berlin-Pankow beteiligt.

⁶⁵ **Friedrich Schmidt**, geboren 1888, arbeitete als Schullektor, bis er 1933 von den Nazis seines Amtes enthoben wurde. Er gehörte der Gruppe »Mannhart« an, die zwischen 1942 und 1945 Flugblattaktionen in Wohngebieten durchführte und betrieblichen Widerstand in dem Rüstungsbetrieb »Rheinmetall-Borsig« leistete. 1946 war er kurze Zeit SPD-Bürgermeister von Weißensee, bevor er durch sowjetische Intervention abgesetzt wurde und als Oberschulrat in Westberlin arbeitete.

⁶⁶ **Friedrich Naujoks**, geboren 1896, war gelernter Drucker und bei der SPD sowie den Freidenkern aktiv. Zudem war er Teil der Widerstandsgruppe »Parole«, die eine gleichnamige Zeitschrift herausgab und 1934 von der Gestapo zerschlagen wurde. Naujoks setzte nach kurzer Haftzeit seine Widerstandstätigkeiten in anderen Zusammenhängen fort, indem er Hilfe für untergetauchte Jüdinnen und Juden leistete. Nach 1945 blieb er weiter in der SPD und bei den Freidenkern aktiv.

⁶⁷ Die Geheime Staatspolizei, kurz **Gestapo**, war die politische Polizei des NS-Regimes. Sie besaß weitreichende Machtbefugnisse und war als Teil des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA) maßgeblich für die Verfolgung, Verschleppung und Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden verantwortlich. Nach Kriegsende wurde sie in den Nürnberger Prozessen zu einer »verbrecherischen Organisation« erklärt. Dennoch wurden viele Gestapo-Beamte nach der Befreiung in den Polizeibehörden der BRD beschäftigt.

⁶⁸ Das **KZ Sonnenburg** wurde 1933 in einem ehemaligen Zuchthaus in Sonnenburg an der Oder im heutigen Polen errichtet. Die Mehrheit der Inhaftierten wurde als Sozialdemokrat_innen und Kommunist_innen verfolgt. In der Nacht auf den 31. Januar 1945 ereignete sich im KZ Sonnenburg eines der größten Massaker in der Endphase des Krieges: Die Gestapo erschoss etwa 800 Gefangene. Am 2. Februar 1945 befreite die Rote Armee die letzten verbliebenen Häftlinge.

⁶⁹ Der **Bund Deutscher Mädel (BDM)** war eine 1930 gegründete Gliederung der Hitlerjugend (HJ) für Mädchen und junge Frauen. Im Mittelpunkt stand die körperliche und die ideologische Schulung der Jugend im Dritten Reich.

⁷⁰ Der **ASV »Fichte«** war der größte Arbeitersportverein Deutschlands, bis er 1933 von den Nazis verboten wurde. Viele der Mitglieder wurden verfolgt, inhaftiert und ermordet. Nach 1945 gab es einige Neugründungen von Arbeitersportvereinen, die explizit an diese Tradition anknüpften.

⁷¹ Der **Westwall** war ein militärisches Verteidigungssystem, das zwischen 1938 und 1940 entlang der Westgrenze des Deutschen Reiches errichtet wurde. Über die militärische Funktion hinaus hatte es für die NS-Propaganda einen hohen Stellenwert.

⁷² Die **Saefkow-Jacob-Bästlein-Organisation** war mit mehr als 500 Mitgliedern eine der größten Widerstandsgruppen gegen die Nazis. Ihr Zentrum lag in Berlin. Die KPD-Funktionäre Anton Saefkow, Franz Jacob und Bernhard Bästlein bildeten das Zentrum der Gruppe, die mit Widerstandsgruppen in anderen Städten feste Kontakte pflegte. 1944 wurden viele Mitglieder der Gruppe von der Gestapo verhaftet und ermordet.

⁷³ Von 1933-1945 wurden in den von Deutschen besetzten Gebieten zwischen 7–13 Millionen Menschen zur **Zwangsarbeit** verpflichtet, ein Großteil davon Zivilisten, die in der Landwirtschaft, der Rüstungsindustrie, dem Bergbau oder im Bauwesen eingesetzt wurden. Die Unterbringung der oft aus Osteuropa verschleppten Menschen erfolgte in Arbeitslagern. Bis Kriegsende starben etwa zweieinhalb Millionen Menschen an den harten Arbeitsbedingungen, was vor allem sowjetische Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge betraf.

⁷⁴ Der **Volkssturm** war ein militärischer Verband, der Ende 1944 von den Nazis aufgestellt wurde, um die Wehrmacht im Kampf zu verstärken. Er bestand aus wehrfähigen Männern im Alter von 16 bis 60 Jahren, die mit unzureichender Bewaffnung und Ausbildung in den de facto bereits verlorenen Krieg geschickt wurden.

⁷⁵ Die **Schutzstaffel (SS) der NSDAP** wurde 1925 als Saalschutz der NSDAP von Adolf Hitler gegründet und 1934 zu einer eigenständigen Organisation der NSDAP erhoben. Ab 1934 war sie für den Betrieb der Konzentrationslager verantwortlich. Die SS war das wichtigste Terror- und Unterdrückungsorgan des NS-Regimes und war maßgeblich an der Planung und Durchführung des Holocaust und weiterer NS-Kriegsverbrechen beteiligt.

⁷⁶ Die **Reichsbahnausbesserungswerkstatt (RAW)** nahe der Warschauer Straße ist der älteste Betrieb in Berlin-Friedrichshain. Hier wurden Züge gewartet und repariert. 1995 wurde das Werk stillgelegt.

⁷⁷ **VdN** war in der DDR die Abkürzung für Verfolgte des Nazi-Regimes und ein offizieller Status, der staatliche Unterstützung und Hilfe garantierte. Frau Diehr meint hier damit die Mitgliedschaft in der VVN, der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes, die i.d.R. mit dem VdN-Status einher ging.

DOROTHEA PALEY

»Ich kann bis heute nichts machen oder sogar denken, solange ich Hunger habe oder es sehr kalt ist.«



Dorothea Paley wird 1936 als Dorothea Char'kovskaja in Odessa geboren und wächst in Leningrad auf. Ihre Mutter ist Buchhalterin, ihr Vater ist Künstler. Als 1941 die Leningrader Blockade beginnt, wird ihr Vater evakuiert, während ihre Mutter sich entscheidet, mit der Tochter in Leningrad zu bleiben. Trotz Hunger, Kälte und Bombardierungen überlebt sie als Kind die Blockade. Nach dem Krieg zieht die Familie nach Moskau wo Dorothea in die Schule geht und bei der Eisenbahn zur Ingenieurin ausgebildet wird. Später heiratet sie und bekommt eine Tochter. Als diese Ende der 1990er Jahre nach Berlin zieht, entscheiden sich Dorothea Paley und ihr Mann dazu mitzugehen, um der Tochter mit den Enkelkindern zu helfen.

*Paley mit einem Freund
aus der Nachbarschaft
etwa 1941*

**Erzählen Sie doch zunächst,
wie Sie aufgewachsen sind.**

Meine Eltern wohnten in Odessa und wurden dort auch geboren. Mein Vater hat dort die Kunsthochschule abgeschlossen und meine Mutter nahm Kurse in Buchhaltung. Beide stammten aus sehr armen jüdischen Familien mit vielen Kindern. Als mein Vater nach Leningrad ging, um an die Kunsthochschule zu gehen, wohnten er und meine Mutter zusammen in einer Wohngemeinschaft für Studenten. Um mich zu gebären, ist

meine Mutter mit mir zurück in unsere Heimatstadt Odessa gefahren, damit unsere Verwandten sie unterstützen konnten. Das war 1936. Nach zwei Monaten ist sie mit mir zurück nach Leningrad gefahren, wo wir es zum Glück nach nur kurzer Zeit geschafft haben, ein Zimmer in einer großen Kommunalka zu finden – einer fünf Zimmer großen Gemeinschaftswohnung, in welcher neben unserer Familie noch vier weitere wohnten. Sie hatte eine sehr große gemeinsame Küche, die immer mit Leuten gefüllt war. Ich muss zugeben, dass ich ein sehr kompliziertes Kind war. Meine Mutter fütterte mich deshalb bis Kriegsbeginn immer in unserer Küche, damit auch unsere Nachbarn ihre Überredungskünste einsetzen konnten, um mich dazu zu bringen, wenigstens ein kleines bisschen zu essen. Dieses satte Leben erschien mir während der Blockade wie ein Märchen.

**Wie haben Sie den Beginn
der Blockade erlebt?**

Da mein Vater als ein sehr talentierter Maler galt, bekam er das Recht, nicht im Krieg

eingezogen zu werden und wurde sogar mit Beginn des Krieges evakuiert. Meine Mutter hatte damals Angst, mit einem Kind und ohne Geld evakuiert zu werden und außerdem hatte sie Angst davor, mit der Ausreise möglicherweise das Recht auf das Wohnen in Leningrad zu verlieren. Die Wohnung war ein großer Vorteil und außerdem glaubte sie fest an den baldigen Sieg von Russland. Und so kam es, dass wir uns während des Krieges in der Blockade wiederfanden, während mein Vater in Evakuierung in Usbekistan war.

Im Prinzip habe ich nie wirklich den Anfang des Krieges mitbekommen. Denn die Berichte im Radio habe ich gar nicht verstanden. Das, was ich wirklich mitbekommen habe, waren später die Bombardierungen und die habe ich sehr gut verstanden.

Ich kann heute gar nicht sagen, ob ich damals verstanden habe, dass wir in einer Blockade lebten. Ich war fünf Jahre alt, als sie begann und habe ihre Tragik nicht verstanden. Da alle Menschen damals ein schweres Leben hatten, habe ich mich nicht besonders unglücklich gefühlt.

»So kam es, dass wir uns während des Krieges in der Blockade wiederfanden, während mein Vater in Evakuierung in Usbekistan war.«

Wie sah Ihr Alltag während der Blockade aus?

Von Anfang an ging ich zum Wasser holen an einen Fluss, denn es gab kein fließendes Wasser, keinen Strom und keine Kanalisation. Das war die tägliche Pflicht der Kinder. Im Sommer war das natürlich kein Problem, aber im Winter war der Fluss zugefroren und auch der Aufstieg vom Fluss zum Kai war vereist. Ich ging mit zwei Kochtöpfen auf meinem Schlitten an den Fluss. Das Problem war, dass ich sehr oft ausrutschte und das Wasser über mich schüttete. Dann musste ich mich wieder anstellen und das war eine sehr lange und quälende Prozedur. Ich musste sehr früh aufstehen, um an den Fluss zu gehen, denn vor den ins Eis geschlagenen Löchern war immer eine sehr lange Schlange. Es war wichtig, dass ich pünktlich in den Kindergarten kam, denn dort wurde einmal am Tag das Es-

sen ausgeteilt und das durfte ich natürlich nicht verpassen.

Im Kindergarten machten wir öfters Ausflüge in ein nahegelegenes Krankenhaus, wo wir den Verletzten Gedichte vorlasen und Lieder vorsangen. Aber in erster Linie rupften wir alte Bettwäsche in kleine Fetzen, welche dann für Verbände genutzt wurden.

Meine Mutter musste zu Fuß zur Arbeit gehen, denn die Busse und Straßenbahnen fuhren nicht, da es keine Stromversorgung und kein Benzin gab. Auf den Wänden der Häuser stand in großen Buchstaben geschrieben, auf welcher Straßenseite man sich fortbewegen durfte. Dort war die Wahrscheinlichkeit, beschossen zu werden, geringer. Und da der Weg sehr weit war – ich meine, es waren acht Kilometer – war sie abends immer sehr müde, besonders im Winter. Auf der Arbeit händigte man meiner Mutter von Zeit zu Zeit ein wenig Tischlerleim

aus, woraus sie dann Grütze kochte. Das war unsere Rettung. Eine Weile hatten wir keinen Hunger, was möglicherweise auch damit zusammenhängen könnte, dass der Leim den Magen verklebt hat.

Ist Ihnen Hunger besonders in Erinnerung geblieben?

Hunger war der Normalzustand. Es ist eher umgekehrt so, dass ich zwei, drei Fälle noch sehr gut in Erinnerung habe, wo ich satt war. Ich kann bis heute nichts machen oder sogar denken, solange ich Hunger habe oder es sehr kalt ist. Im Frühling kamen die Leute auf die Straße herausgekrabbelt, um das nachgewachsene Gras zu essen. Deshalb gab es im Hof und rund um das Haus herum kein einziges Fleckchen Gras.

Im Winter war es immer unglaublich kalt. Wir hatten einen kleinen eisernen Ofen und den haben wir geheizt mit den Möbeln der bereits verstorbenen Nachbarn. Wir nannten ihn »Burschuka« (reiche Hausfrau, Anm. d. Red.), da es sehr schwer war, einen dieser Öfen zu ergattern, die Leute ohne ihn aber nicht mal den ersten Winter des Krieges überlebten. Man konnte sich nicht sehr oft

waschen, weshalb es auch jedes Mal ein sehr besonderes Ereignis war, wenn ich in einem kleinen Waschbottich vor dem warmen Ofen gewaschen wurde. Danach habe ich mich immer so sauber und befreit gefühlt. Das war Glück.

Damals lagen ja auch in den Straßen die Toten. Haben Sie das als Kind gesehen?

Tote gab es sehr viele, überall auf den Straßen. Die Leute starben wie die Fliegen. Wenn irgendjemand auf der Straße umfiel, hat gar niemand mehr versucht, ihm zu helfen, denn die Leute waren selber viel zu schwach, um irgendetwas auszurichten. Und es hatte auch gar keinen Sinn mehr, irgendetwas zu versuchen. Ab und zu fuhren LKWs vorbei, die die Toten aufgesammelt haben und die wurden irgendwo aufgehäuft und abgeholt. Ich habe sehr viele Tote gesehen. Die Wohnungen wurden gar nicht mehr abgeschlossen, denn die Leute wussten, dass sie bald sterben würden und mit geöffneter Tür konnten sie abgeholt werden. Dadurch konnten wir Möbel und andere Sachen aus den Wohnungen zum Heizen nehmen. Allgemein lässt sich sa-

gen, dass während dieser Zeit alle sehr zusammenhielten und sogar das bisschen, was man hatte, hat man an seine Nachbarn weiter gegeben. Wenn jemand sehr schwach war, kamen die Kinder mit gekochtem Wasser, um ein bisschen zu helfen. Den Nachbarn zu helfen, war die Pflicht der Kinder. So etwas wie Bosheit habe ich gar nicht gesehen.

Hatten Sie auch im Bekanntenkreis Tote?

Im Kindergarten sind die Kinder manchmal gekommen, manchmal nicht. Wenn jemand nicht mehr kam, konnte ich nicht wissen, ob er tot ist oder nicht. Es war auch so, dass die ganze Zeit Leute evakuiert wurden. Deshalb weiß ich nicht, ob diese Kinder gestorben sind oder ob sie evakuiert worden sind. Bei den Nachbarn fiel es aber natürlich sofort auf, wenn jemand nicht mehr da war, da starben sehr viele.

Auf welchem Weg wurden diese Leute evakuiert?

Über den Ladogasee. Offiziell hieß dieser Evakuierungsweg die »Straße des Le-

»Ich habe sehr viele Tote gesehen.«

bens«⁷⁹. In Leningrad hat man ihn aber die »Straße des Todes« genannt, weil man sagte, dass mehr Leute auf dem Weg gestorben sind, als lebendig rüberkamen. Im Winter wurden die Leute mit Autos über das Eis gefahren und im Sommer auf Boten transportiert. Dabei starben sehr viele, weil das Eis durchbrechen konnte und sie auch bombardiert wurden. Auf dem umgekehrten Weg war das aber die einzige Möglichkeit, Essen in die Stadt zu bringen. Es war zwar nur wenig, aber es war so etwas wie ein Lichtblick.

Wie haben Sie die Bombardierungen der Stadt erlebt?

Fast jede Nacht heulten die Sirenen, weshalb man umgehend aufstehen musste, um in den Luftschutzbunker zu rennen. Ich erinnere mich daran, dass meine Mutter manchmal nachts Dienst auf dem Dach hatte. Sie sollte die aufs Dach gefallenen Zündbomben runter werfen.

»Fast jede Nacht heulten die Sirenen, weshalb man umgehend in den Luftschutzkeller rennen musste.«

Oft habe ich sie darum gebeten, mich mitzunehmen und wenn dann tatsächlich eine Bombe kam, schien mir das sehr amüsant und abwechslungsreich.

Eines Tages stellten wir fest, dass eine Ecke unseres Hauses zerbombt war. Deshalb zogen wir in ein anderes Haus, welches sich in einem anderen Viertel befand und sehr hoch war. Immerhin stand es direkt am Ufer eines Flusses, ich musste also nicht weit laufen, um Wasser zu holen. Stattdessen erwies es sich als um einiges schwieriger, das Wasser nach oben zu tragen. Am schlimmsten schien mir jedoch, dass ich von nun an in einen anderen Kindergarten gehen sollte.

Haben Sie mit Ihrer Mutter über die Situation geredet?

Meine Mutter hat sich bemüht, mir keine negativen Nachrichten zu übermitteln. Als ich im Nachhinein fragte, wie wir überlebt hätten, antwortete sie,

sie hätte nur durch das Wissen, dass ich ohne sie sterben würde, durchgehalten. Im Radio und auch von den Erwachsenen wurde uns gesagt: »Morgen kriegen wir wieder was zu essen, morgen wird alles besser und alles hört auf.« Und ich habe teilweise auch daran geglaubt.

Ich war damals zwar sieben Jahre alt, aber erst so reif wie ein fünfjähriges Kind. Als meine Mutter einmal krank war, musste ich alleine zum Kindergarten gehen. Meine Mutter hatte mich gewarnt, an der Kreuzung so lange stehen zu bleiben, bis alle Transportmittel vorbeigefahren waren. Ich kam an die Straße, habe ein Pferd gesehen und bin sofort wieder nach Hause gelaufen und habe gefragt: »Ist ein Pferd denn auch ein Transportmittel?« Wir wohnten im siebten Stock und es war eine unglaubliche zusätzliche Belastung, wieder nach oben zu gehen. Diese Geschichte erzähle ich als Beispiel, wie wenig ich von dem Krieg mitbekommen habe. Ich war sehr

naiv und kindisch und habe mich nicht so sehr darum gekümmert.

Wie haben Sie das Ende der Blockade erlebt – die Befreiung?

Was ich noch weiß, als wäre es gestern gewesen, ist, dass mit dem Sieg auch das Gefühl der Sättigung kam. Auf der Straße standen Soldaten mit großen Kannen voll »Prostokwascha« (Sauermilch, Anm. d. Red.) und füllten uns mit großen Kellen die Teller. Man konnte so viel trinken, wie man wollte und neue Portionen holen. Es wurde nur »Prostokwascha« ausgegeben, weil die Leute, die etwas anderes und mehr gegessen haben, an Übersättigung gestorben sind. Ihre Mägen war es nicht mehr gewohnt. Es war unglaublich, denn ich hatte so etwas die letzten drei Jahre nicht mehr erlebt – dass ich etwas zu essen bekommen habe und danach nicht mehr konnte.



Paley mit ihrer Mutter etwa 1941

Wie ging es danach weiter?

Alle meine Verwandten, denen es gelungen ist, den Krieg zu überleben, wohnten immer noch in Odessa, weshalb man mich dahin schickte, um wieder zu Kräften zu kommen. Nach dem Krieg war ich natürlich noch sehr dünn und erschöpft. Mein Vater ist nach der Evakuierung nach Moskau zurückgekehrt und hat in der Staatlichen Münze gearbeitet, welche Medaillen, Orden und Münzen produziert hat. In dem Keller dieser In-

stitution konnte er auch Unterschlupf finden. Meine Mutter ist sofort zu ihm gefahren, allerdings zuerst nur für ein paar Wochen. Nach einigen Monaten ist meine Mutter mit mir dorthin umgezogen. Sie war schon schwanger mit meiner kleinen Schwester. Meine Mutter war nach der Geburt sehr lange und sehr schwer krank. Die Nachwirkungen des Krieges waren noch lange sehr gravierend. Erst nach ein paar Jahren, als in Moskau ein Großteil der Häuser wieder aufgebaut worden war, konnten wir in

zwei nicht sehr große Zimmer in einer Kommunalka umziehen.

In Moskau sind Sie dann zur Schule gegangen und haben studiert?

Ja, in Leningrad ging ich in die erste Klasse und in Moskau dann in die zweite. Nach dem Beenden der Schule wollte ich gern studieren und habe mich an der Universität beworben, aber man sagte mir, dass die Universität nicht für Juden wäre. Im Pass stand die Nationalität und bei mir

»Die Nachwirkungen des Krieges waren noch lange sehr gravierend.«

stand, obwohl ich nicht jüdisch erzogen worden bin, dass ich Jüdin bin. An der Universität wurden Juden zwar prinzipiell angenommen, aber nur ein sehr kleiner Prozentsatz und jüdische Frauen praktisch gar nicht. Das war zu dieser Zeit so üblich. Und nicht nur zu dieser Zeit, sondern auch noch 20 Jahre später. Als mein Schwiegersohn, der inzwischen seinen Doktor gemacht hat und Professor an der Humboldt Universität in Berlin ist, sich an der gleichen Universität beworben hat, wurde er ebenfalls abgewiesen.

Daraufhin habe ich mich bei der Universität der Eisenbahn beworben, wo man keinen Unterschied zwischen Juden und anderen Leuten machte und mich auch aufnahm. Im dritten Semester heiratete ich und gebar eine Tochter. Währenddessen beendete ich auch die Universität. Nach dem Studium arbeitete ich im Projektbüro der Eisenbahn und habe meine Doktorarbeit beendet und die Doktorwürde erlangt. Danach habe ich in einem wis-

senschaftlichen Forschungsinstitut gearbeitet. Ich war sehr glücklich, da ich alle Möglichkeiten, die es zu der Zeit für eine jüdische Frau gab, ausgeschöpft hatte.

Haben Sie abgesehen davon in der Sowjetunion noch Antisemitismus erlebt?

Der Antisemitismus war im Prinzip die Übertragung von Schuld an irgendjemanden. Das waren in dem Falle die Juden. Aber innerhalb des Freundeskreises oder bei Verwandten hat man so etwas gar nicht mitbekommen. Dieser Druck kam eher von der Regierung, von oben.

Wie standen Sie damals zur Sowjetunion?

Wir haben uns diese Frage nie gestellt, denn wir kannten nichts anderes. Man wurde total von Europa abgegrenzt und es wurden keine Informationen weiter-



gegeben. Wenn dann doch einmal diskutiert wurde, dann hat man es im kleineren Kreis gemacht. Meine Eltern haben über solche Themen zum Beispiel auf Jiddisch geredet, damit es niemand mitbekommt.

Warum haben Sie sich entschlossen, nach Deutschland zu gehen?

Zur Zeit der Perestroika⁸⁰ sah es ja teilweise sehr schlecht aus, was die Situation in Russland betraf. Meine Tochter hatte drei Kinder – inzwischen hat sie sechs – und es war schwierig, die Kinder durchzufüttern und ein stabiles Leben für sie aufzubauen. Die Arbeitssituation war auch nicht besonders gut, deswegen

haben meine Tochter und ihr Mann beschlossen, nach Europa zu ziehen – erst nach Frankreich und im Anschluss nach Deutschland. Wegen der Enkelkinder sind mein Mann und ich dann auch mitgezogen.

Hatten Sie Bedenken, nach Deutschland zu gehen? In das Land, dessen Armee damals Leningrad belagert hat?

Am Anfang war es natürlich eine merkwürdige Situation für mich. Dieses Unwohlsein verschwand aber nach einigen Jahren, denn ich musste ja nach Deutschland, um meiner Tochter zu helfen. Ich war auch sehr überrascht, dass das Deutschland, das ich heute sehe, gar nicht mehr das Deutschland ist, das ich damals kennengelernt habe. Hier habe ich das erste Mal begriffen, dass Deutschland wirklich seine Fehler bereut. Heute ist es sogar umgekehrt: Ich verehere das Land sehr für seine Reue.

Wie erleben Sie heute in Deutschland die Wahrnehmung der Blockade von Leningrad?

Ich habe nicht den Eindruck, dass viele Menschen davon wissen in Deutschland. Es hat mich auch noch nie jemand darauf angesprochen. Meiner Meinung nach ist es aber auch möglicherweise besser so. Das Wichtigste ist für mich, dass sich das nicht wiederholt. Natürlich weiß ich aber auch gar nicht viel darüber, was die Deutschen wissen von der Blockade, weil ich gar nicht mit so vielen Kontakt habe. Aber was für mich sehr eindrucksvoll war, ist, dass ich in ein Gymnasium eingeladen worden bin. Die Leute waren alle sehr aufmerksam und haben gespannt zugehört.

Haben Sie in Deutschland Antisemitismus erlebt?

Nein, ich persönlich niemals. Aber ich lese sehr oft davon in der Zeitung. Am 14. September gibt es auch eine Demonstration gegen Antisemitismus am Brandenburger Tor und da bin ich natürlich dabei.

Hat die Religion jemals eine Rolle für Sie gespielt?

Wir waren Atheisten bis letztes Jahr. Nur die Vorfahren waren wirklich jüdisch. Während der Zeit von Stalin waren alle Atheisten, rein aus Prinzip. Und erst in den 1990er Jahren habe ich mich der Religion angenähert.

Wusste Ihre Mutter während des Krieges vom Holocaust? Gab es irgendwelche Informationen?

Nein, während des Krieges haben wir von unseren Verwandten nichts gehört, erst danach. Viele unserer Verwandten sind gestorben, zwei Onkel mütterlicher und zwei väterlicher Seite sind an der Front gefallen. Von der großen Verwandtschaft lebte nach dem Krieg nur noch die Hälfte. Aber ich habe keine Informationen darüber, was genau mit ihnen geschehen ist.

»Mein größter Wunsch heute ist, dass so etwas nie wieder passiert.«

Haben Sie jemals eine Entschädigung bekommen?

Als ich nach Berlin gekommen bin, habe ich bei der Stiftung »Hilfe für Opfer der NS-Willkürherrschaft« einen Antrag auf Entschädigung gestellt. Daraufhin habe ich 500 Mark ausgezahlt bekommen, danach nochmal die gleiche Summe. Das restliche Geld habe ich in Etappen dazu gezahlt bekommen. Der größte Beitrag kam von der Claims Conference⁸¹. Insgesamt waren das etwas mehr als 2.500 Euro. Erst wurde den Leningrädern der Anspruch auf Geld abgesprochen, aber zum Schluss haben sie sich doch einverstanden erklärt.

Sind Sie später noch einmal nach Leningrad zurückgekehrt?

Gegen Ende der 1980er Jahre habe ich unsere alte Leningrader Wohnung aufgesucht und auch gefunden, ganz ohne ihre Adresse zu wissen. Dort traf ich meine älteste Freundin an, mit welcher ich die Blockade gemeinsam überlebt hatte. Und – wie seltsam – sie erkannte mich sofort und nannte mich mit dem Namen »Dusja«, mit dem man mich seit über 50 Jahren nicht mehr gerufen hatte. Jetzt, fast 70 Jahre nach dem Krieg, kann ich sogar Filme über den Krieg sehen, über ihn schreiben und meine eigenen Erinnerungen über ihn lesen. Mein größter Wunsch heute ist, dass so etwas nie wieder passiert.

Das Interview wurde am 11.9.2014 mit Übersetzung in Berlin geführt.



*Das Ehepaar Paley in seiner
Wohnung in Berlin 2014*

⁷⁸ Als **Leningrader Blockade** wird die Belagerung Leningrads durch deutsche und finnische Truppen während des Zweiten Weltkrieges bezeichnet. Sie dauerte vom 8. September 1941 bis zum 27. Januar 1944. Schätzungen gehen von etwa 1,1 Millionen zivilen Bewohner_innen der Stadt aus, die infolge der Blockade ihr Leben verloren. Die meisten dieser Opfer verhungerten. Der Masstod durch Verhungern wurde von den Deutschen gezielt herbeigeführt und ist in diesem Ausmaß beispiellos. Die Einschließung der Stadt durch die deutschen Truppen mit dem Ziel, die Leningrader Bevölkerung systematisch verhungern zu lassen, war eines der eklatantesten Kriegsverbrechen der deutschen Wehrmacht während des Krieges gegen die Sowjetunion.

⁷⁹ Als **Straße des Lebens** wurde eine Eisstraße über den Ladogasee bezeichnet, über die in den Wintern 1941/42 und 1942/43 das belagerte Leningrad durch die Rote Armee versorgt wurde. Sie ermöglichte neben der Versorgung auch die Evakuierung von mehr als einer Million Menschen, sowie von Kunstwerken und Industrieanlagen.

⁸⁰ **Perestroika**, zu deutsch »Umbau« oder »Umgestaltung«, ist ein von Staatschef Michail Gorbatschow ab Mitte der 1980er Jahre geprägter Begriff und bezeichnet den Prozess der wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Umstrukturierung der Sowjetunion.

⁸¹ Die **Conference on Jewish Material Claims Against Germany**, auch Claims Conference genannt, ist ein Zusammenschluss jüdischer Organisationen. Sie vertritt seit ihrer Gründung 1951 Entschädigungsansprüche jüdischer Opfer des Nationalsozialismus und Holocaust-Überlebender. Die Organisation hat ihren Sitz in New York City und unterhält Repräsentanzen in Frankfurt am Main, Wien und Tel Aviv.

Weiterhin erhältlich:
Die vier früheren Ausgaben von
»Fragt uns, wir sind die Letzten.«



In Nr. 1 Interviews mit
Rudolf Schiffmann
Gisela Lindenberg
Karl-Heinz Joseph († 2010)
Peter Vogl
Erika Baum



In Nr. 2 Interviews mit
Hans Kohoutek
Anna Köhler
Ilse Heinrich
Sara Bialas
Kurt Hillmann



In Nr. 3 Interviews mit
Ursula Mamlok
Jelena Kadenić & Radoslav Derić
Fritz Sternhell
Lore Sternhell
Wilhelm Reinhardt



In Nr. 4 Interviews mit
Peter Neuhof
Klaus Ulrich Rabe
Erwin Widschwenter († 2009)
Sonja Kurella-Schwarz († 2013)
Anna Szelewicz

Bezug über Berliner VVN-BdA e.V., Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin

Homepage <http://berlin.vvn-bda.de> **eMail** berlin@vvn-bda.de **Telefon** +49 30 29 784 178

Download im Internet <http://fragtuns.blogspot.de/>

UBEN ONTEN

DIE LUST AM WIDERSPRUCH:

taz.de tageszeitung hat jetzt ein Wochenmagazin.

Jetzt testen:
10 Wochen taz
für 10 Euro.

www.taz.de/testabo
abo@taz.de
T (0 30) 2590 2590



DIE S I N N E SCHÄRFEN: AK TESTEN!

ak

Jetzt testen:
**4 Ausgaben
ak für 10 Euro!**
Bestellungen:
www.akweb.de

analyse & kritik
Zeitung für linke
Debatte und Praxis

»DIE
WAHRHEIT
IST IMMER
KONKRET.«

Lenin

konkret

Lesen, was andere nicht wissen wollen.
Jeden Monat am Kiosk.



www.konkret-magazin.de

■ www.jungewelt.de/probeabo

**Sie lügen
wie gedruckt.
Wir drucken,
wie sie lügen.**



**Drei Wochen
gratis testen**



Antifaschistisches Infoblatt

Gneisenaustraße 2a
10961 Berlin

Einzelexemplar: 3,50 EUR
Abo 17,50 EUR (5 Ausg.)
Abo 35,00 EUR (10 Ausg.)

www.antifainfoblatt.de
mail@antifainfoblatt.de
facebook.com/AntifaschistischesInfoblatt
twitter.com/AntifainfoBlatt

65

Kostenloses Probeexemplar



EUROPAS RECHTE

STARK WIE NIE IM EUROPÄISCHEN PARLAMENT

www.antifainfo.de

**WER NUR SEINE
STIMME ABGIBT,
HAT NICHTS MEHR
ZU SAGEN ...**

Wer mitreden will, braucht klare
Worte, mutigen Journalismus von
links: »neues deutschland«

**2 Monate testen
für 31 €**



www.neues-deutschland.de

neues deutschland
DRUCK VON LINKS



Das Magazin für antifaschistische Politik und Kultur **antifa**

Herausgegeben von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes –
Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten e.V. (VVN-BdA)

- Mit aktuellen Berichten aus deutschem und internationalem Geschehen
- Informationen zur Geschichts- und Gedenkstättenarbeit
- Tatsachen und Hintergründe zum Thema Neofaschismus
- 4-seitiges «Spezial» zu Schwerpunkten und theoretischen Auseinandersetzungen von historisch bedeutsamen Ereignissen
- Umfangreicher Kulturteil mit Rezensionen von Büchern, Filmen und Ausstellungen
- Erscheint zweimonatlich

Hiermit bestelle ich **antifa** zum nächstmöglichen Termin und zwar als

- Abo für 15,00 € jährlich (für Mitglieder der VVN-BdA im Beitrag enthalten)
- Vorzugsabo für 7,50 € jährlich (für Schüler, Studierende und Azubis mit Nachweis)
- Förderabo für 30,00 € jährlich.

Die Zeitschrift soll geliefert werden an:

Name, Vorname: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Wohnort: _____

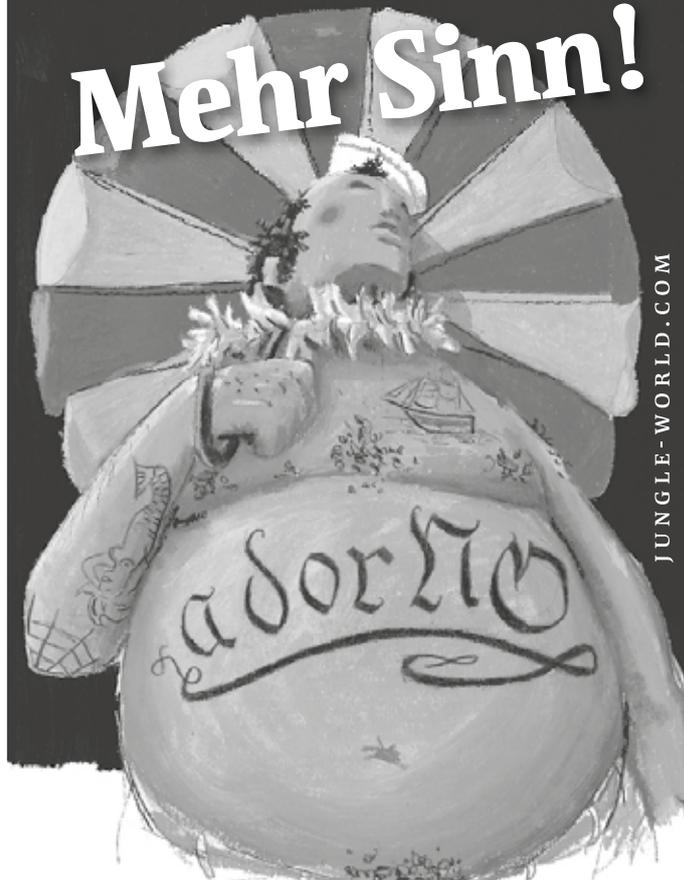
Das Abo verlängert sich um ein Jahr, wenn es nicht sechs Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Datum, Unterschrift: _____

Einsenden an: Redaktion **antifa**, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin

Die Zeitschrift kann auch über ein Online-Formular bestellt werden: www.antifa.vvn-bda.de

Mehr Sinn!



JUNGLE-WORLD.COM

Wochenzeitung
Jungle World

Herausgeber_innen/Gruppen

AK Fragt uns, wir sind die Letzten

Wir sind Menschen aus verschiedenen antifaschistischen Zusammenhängen, die sich aktiv mit der Geschichte des Nationalsozialismus auseinandersetzen. Uns geht es hierbei darum, die Perspektiven von Verfolgten und Menschen aus dem antifaschistischen Widerstand zu bewahren und sichtbar zu machen.

VVN-BdA

Die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN-BdA) ist die älteste und größte antifaschistische Organisation in Deutschland. Sie ist ein unabhängiger, überparteilicher Verband, der ausgehend von den historischen Erfahrungen des Widerstands und der Verfolgung für Gleichheit, Solidarität, Demokratie und Frieden eintritt.

Antifa-Jour-Fixe

Die Berliner VVN-BdA veranstaltet jeden dritten Montag im Monat den Antifa-Jour-Fixe. Zu Besuch waren u.a. schon Lore Diehr, die über ihre Erfahrungen als Mitglied einer Berliner Widerstandsgruppe im NS berichtete, und Gina Pietsch, die Stücke von Bertolt Brecht sang. Immer im Café Sybille (Karl-Marx-Allee 72, 10243 Berlin) und ab 18.30 Uhr.

»Wir stellen den Kampf erst ein, wenn auch der letzte Schuldige vor den Richtern der Völker steht. Die Vernichtung des Nazismus mit seinen Wurzeln ist unsere Losung. Der Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit ist unser Ziel. Das sind wir unseren Ermordeten und ihren Angehörigen schuldig.«

AUSZUG AUS DEM SCHWUR VON BUCHENWALD, GELEISTET VON ÜBERLEBENDEN DES KONZENTRATIONSLAGERS BUCHENWALD AM 19. APRIL 1945